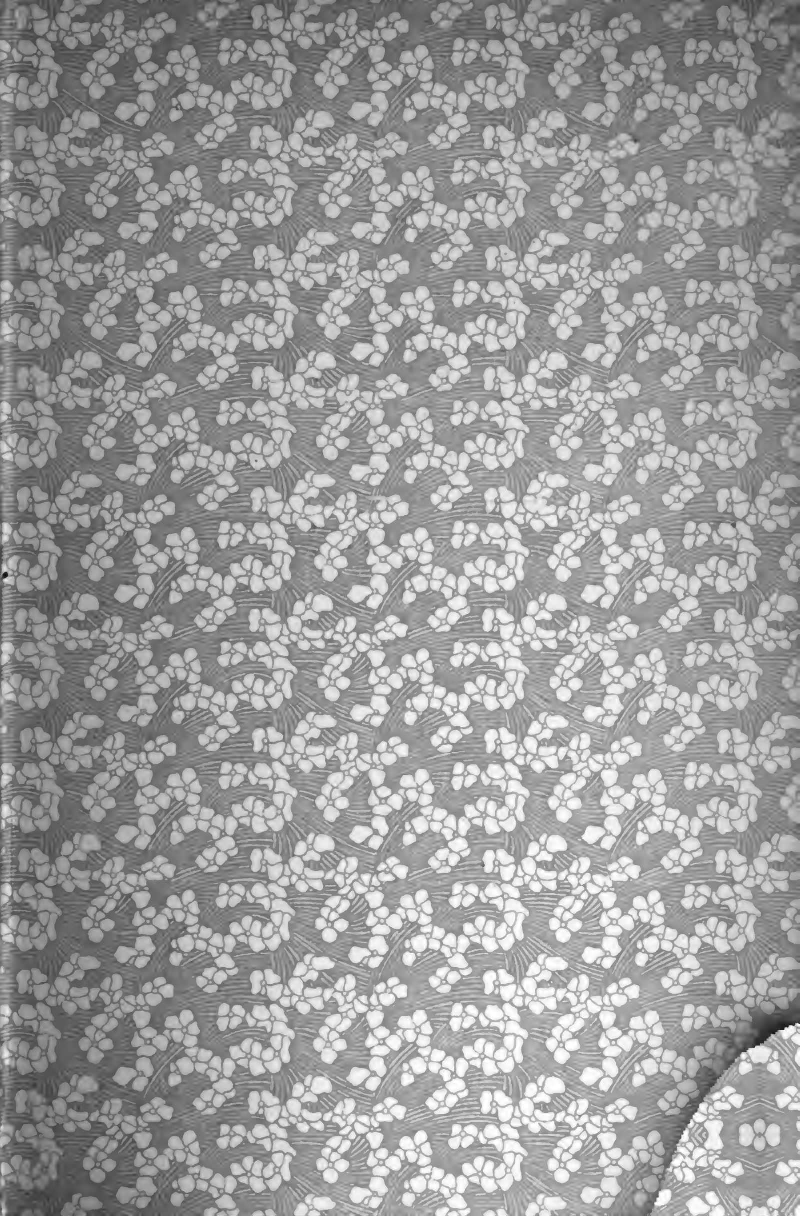
Gedichte

Heinrich Seidel

Gedichte

Heinrich Seidel



Gedichte

von

Heinrich Seidel

Gesamtausgabe



Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Adolf Kröner

zugeeignet

Inhalt

I. Bilder und Idyllen

II. Nachdenkliches und Beschauliches

III. Aus sonnigen Tagen

IV. Lieder

V. Geschichten, Mären und Schwänke

VI. Fabeln, Satiren und Sinnsprüche

VII. Gelegentliches

VIII. Plattdeutsches

IX. In froher Tafelrunde

X. Scherze



I

Bilder und Idyllen

Aus der Kindheit

1. Glockenspiel

Die Glocken waren mir ein Heiligtum.
Sie hingen in dem alten Glockenstuhl
Von graubemoostem Holz. Ich pochte dran
Geheimen Schauers voll mit spitzem Knöchel
Und horchte, wie ein schwingend leiser Ton
Um die metallne Rundung lief und wünschte,
Und wünschte brennend als das Höchste mir,
Daß einst im Lauf der Zeiten käm' ein Tag,
Wo ich sie läuten dürfte und auch könnte
Wie unser Küster, der ihr Meister war;
Doch glaubt' ich kaum, so Hohes zu erreichen.
Wie oft am Sonntag sah ich still ihm zu,
Wenn er zur Kirche beierte voll Kunst:
Mit hellem Doppelschlag die eine — dumpf
Dazwischen schlug die andre ihren Takt.
Anschwellen ließ er bald der Töne Flut
Und bald ersterben wieder, meisterlich. —
Die Glockentöne schwammen hin ins Land
Und zogen wie an Fäden nun herbei
Auf schmalen Wegen her durch Korn und Wiesen
Die Menschen fern und nah im weiten Rund.
Gar hohe Wirkung war's und edle Kunst,
So deuchte mir, und wert, danach zu streben,
Und ging zur Mutter, bettelt' mir zwei Glöckchen
Vom Schlittenputz — hing sie an Fäden auf
Und spielte „Läuten“ froh und stillvergnügt.

An eine andre Glocke hab' seitdem
Ich schüchtern mit dem Finger angepocht,
Und wünschte brennend als das Höchste mir,
Daß einst im Lauf der Zeiten käm' ein Tag,
Wo ich sie läuten dürfte und auch könnte. —
Doch sehr vermessen war wohl dieser Wunsch,
Denn gar gewaltig ist die mächt'ge Glocke,
Und nur ein starker, auserwählter Arm,
Ein gottgesegneter vermag die Kunst,
Daß rings mit Schauer der gewalt'ge Laut
Die Herzen füllt und mit Bewunderung.

Mir blieb, wie einst, mein kleines Glöckchen nur,
Und stillvergnügt, wie einstmals, spiel' ich „Läuten!"



2. Das Lesen

Du Kirchlein grau, aus Feldstein aufgebaut,
Von tausend leichten Schwalben froh umschwirrt,
Du Kirchhof grün mit den zerfallnen Hügeln
Und deiner Linden hold vertrautem Rauschen,
Ich kenn' dich wohl, und oft zur Abendzeit,
Wenn eine Stille wird in meinem Herzen,
Und manch Erinnern durch die Seele geht,
Tauchst du empor, du Spielplatz meiner Kindheit!
Wie oft mit einem neuen Buch voll Märchen,
Das mir ein Goldschatz deuchte wonniglich,
Im Schatten lag ich lesend zwischen Gräbern.
Ringsum der Sommertag — der wußte nichts
Von Tod und Sterben — Blumen ließ er blühn,
Und Vogelsang war seine lust'ge Stimme!
Der wußte nichts von Mären und Geschichten:
„Die Welt ist schön!" das war sein ein und alles.
Er neckte mich, der lustige Geselle!

Er schickte seinen Sonnenschein ins Kraut,
Der klopfte mit dem leichten Strahlenfinger
Alljegliches Getier heraus, das lustig
Sein Wesen treibt im wohldurchsonnten Gras.
Da hüpfte mir ein Heupferd, großgeaugt,
Mit keckem Sprung hin auf das weiße Blatt
Und drehte sich, und hopp! da saß es schon
Am nächsten Grashalm, der sich schwankend neigte.
Er schickte kleines, kribbelndes Getier,
Das froh auf mir spazieren ging und frech
Nicht Grenzen kannte indiskreter Märsche.
Er schickte mir der Mücken singend Volk,
Das zierlich, feingebeint und zartgeflügelt,
Ätherisch fast, doch nichts als Blutdurst kennt.
Er schickte mir die leichten Gaukeltruppen,
Der Schmetterlinge flatterndes Geplänkel —
Das Pfauenauge und den bunten Fuchs —
Zitronenfalter gelb mit roten Pünktchen!
Es lockte mich der Fink im Lindenbaum
Mit seines Liedes schmetternder Fanfare;
Hinschoß die Schwalbe mit gesenktem Flug
Und rief: „Quiwit, komm mit!“ Es kam der Wind,
Der Sommerwind, der duftgetränkte, lose
Und blättert' um verschmitzt das Buch, allein
Es ließ mich nicht — im Zauberbann befangen
Phantastischer Gebilde — las ich fort.
Ich sah nur ihn, den tapfren Königssohn,
Ich sah nur sie, die strahlende Prinzessin,
Ich litt sie all, die unerhörten Leiden,
Ich kämpfte all die fürchterlichen Kämpfe.
Es ließ mich nicht das Buch, bis ich's bezwungen.
Und wie im Traume ging ich dann einher
Und sah die Welt durch einen Nebelschleier
Und trug das Haupt voll lichter Phantasieen
Und heitrer Wunder. — Einmal nur, ach einmal,

So denk' ich oft, wenn müde und verdrossen
Mein Auge jetzt durch Bücherzeilen schweift,
Und all die kleinen Teufel kritisch meckern,
Ach einmal noch möcht' so ich lesen können,
Wie damals in der gläub'gen Kinderzeit!



3. Die Kapelle

Im schatt'gen Winkel zwischen Busch und Baum
Lag eine Grabkapelle tief versteckt.
Es war dort einsam, selbst des Mittags Glanz
Vermochte nicht, den Schauer zu vertilgen,
Der diesen Ort umfing. Die „junge Gräfin",
Sie ruhte dort. — Ich hatte sie gesehen
Auf dunklem Postament, im weißen Kleid,
Im schwarzverhangnen Saal des Grafenschlosses,
So bleich und schön. Die schmalen, weißen Hände,
Sie ruhten still gefaltet auf dem Busen,
Und Blumen rings umher. Die Lichter brannten,
Und war doch draußen heller Sommertag. —
Nun schlief sie hier allein in dunkler Gruft.
Ans Gitter wohl, erfüllt von stillem Graun,
Zuweilen drückt' ich mein Gesicht und starrte
Ins Finstre ängstlich, bis der schwarze Sarg,
Bedeckt von Blumen und verdorrten Kränzen,
Verschwommen vortrat aus der Dämmernis.

So stand ich einst an einem Sommertag;
Da ward es auf der Straße fröhlich laut
Von heitrem Stimmgewirr. Zur Mauer lief ich
Und sah hinab. Ein bunter Reitertrupp
Von Männern und von Frauen. Auf schwarzem Roß,
Voran zur Seite des Gemahls, ein Weib
Gar stolz und schön — die „neue junge Gräfin",

Vor kurzem erst dem Gatten angetraut.
Scherz und Gelächter, und vor allem laut
Des Grafen volle Stimme. Schneidend Weh
Durchbebte mir die junge Kinderbrust:
„Sie muß ja alles hören!“ schrie's in mir.
Ich blickte angstvoll nach dem stillen Haus —
Ein quälend Rätsel bang und schauervoll
Erfüllte mir die grübelnden Gedanken.
Vorüber ging der lärmend bunte Zug,
Und Mittagsstille ward es wie zuvor.
Ein Sonnenstrahl kam durch das Blätterdach
Und hob in hellem Glanz die Inschrift vor,
Die ob dem Eingang der Kapelle stand
In Gold: „Die Liebe höret nimmer auf!“



In memoriam

Wie ging ich einst so gern den Pfad zu dir
An jenem Hügelhang, wo leis im Grunde
Im kühl betauten Grünen lief der Bach
Entlang den Wiesenrand. Dann übers Brückchen
Am Garten hin, der blütenreiche Wipfel
Ob seinem Zaun hinüberquellen ließ.
Das Pförtchen klirrte dann. In Schattenkühle
Und süßen Duft des Gartens trat ich ein,
Und durch gewundne Gänge führte mich
Zum rosenüberrankten Häuschen hin
Der liebgewohnte Pfad. Dein Zimmerchen,
Wie zierlich war's von mildem Duft erfüllt,
Von Sonnenschein und lieblichem Gesang
Des gelben Vögelchens. Und alles dort
So rein und so voll stiller Harmonie. —
Versunken war die laute Welt. Du lebtest

In deinem eignen Duft wie eine Blume,
Von allem unberührt, was roh und häßlich
Im Staub der Straße wild sich hastend drängt.
Weiß trugst du gern und zart Violenblau.
Von einem sanften Rosenschimmer war
Dein lieblich Antlitz eben nur durchleuchtet.
Ich seh' dich noch, wie einstmals du im Garten
Bei jenem schönen Zentifolienstrauch
Das zarte, rosigweiße Blütenrund
An deine Wange schmiegtest schwesterlich. —
Noch tönt es mir im Ohr, wenn gleich dem Bächlein,
Das hin durch Blumen lieblich klingend rieselt,
Du plaudertest in stiller Dämmerung,
Wenn wir am Fenster saßen, und im Westen
Des Abendrotes Schimmer still versank.

Wie ging ich einst so gern den Pfad zu dir. —
In deiner Augen unschuldvolles Blau,
Bis in die Tiefen deiner reinen Seele
Voll Andacht blickt' ich, und ein süßer Friede
Und eine Ahnung einer beßren Welt
Beschlich gar sanft mein zweifelvolles Herz.



Es führt nicht mehr derselbe Pfad zu dir
Wie einst vordem, und einmal nur im Jahr
Zur Zeit der Rosenblüte wandl' ich ihn.
Er führt empor den düstren Lindengang
Durch jenes Eisentores schwere Flügel.
Zypressen stehn und Trauerweiden dort
Um blumenreiche Hügel. Sorgsam spinnt
Der dunkelgrüne Efeu seine Ranken
Um finstre Kreuze hin. — Am Juniabend,
Der still sich in die Nacht hinüberträumt,
Sitz' ich alleine dort an jenem Hügel,

Darauf die rosigweißen Rosen blühn,
Und denke dein, du holde Lichtgestalt.
Du gingst so früh zu jenen reinen Höhn,
Wo deine Heimat war. — Nur in den Herzen
Der wen'gen, die dich kannten, lebst du noch,
Ein selig Traumgebild.

Ich sitze einsam
Und denke dein. Schon dunkelt's im Gebüsch.
Aus finstren Schatten steigt die Nacht empor,
Die alte, ew'ge Nacht, die unser aller —
Wie wir's auch treiben — Ur und Ende bleibt.



Wirtshaus zur Stranddistel

An Johannes Trojan

Wir wanderten entlang den Ostseestrand.
Ein schöner, stiller Tag war's im September,
Nur daß ein leichter Dunst, ein feiner Schleier,
Als wie ein Silberduft die Ferne hüllte.
An jenes Eichenwaldes Vorsprung bald
Gelangten wir, wo knorrig alten Kämpfern
Vergleichbar, narbenreich gefurcht, des Waldes
Zerzauste Vorhut stand, verkrüppelt wohl,
Zurückgebogen auch von rauher Stürme
Jahrhundertlanger Wiederkehr, doch nimmer
Gebeugten Muts — bereit zum neuen Kampf.
Wir fanden dort, was uns gar lieblich schien:
„Stranddistel-Wirtshaus" hast du es genannt.
Die blaue Distel, die im Sand sich nährt,
In eines Dünenkessels weißer Senkung
Stand sie allein, gar herrlich ausgebreitet,
Und bot der Blüten schimmernd helles Blau

Wohl hundertfach dem milden Sonnenschein.
Und welch ein Leben dort! Es kam zur Einkehr
An diesem Ort ein mannigfach Geschlecht
Von leichtem Flügelvolk. Umschwirrt, umflogen,
Umsummt von Hunderten von Gästen war
Dies blaue Wirtshaus, wo es Honig gab.
Die Distelfalter flogen ab und zu
Und sogen still und breiteten die Flügel,
Daß sie, von Sonnenstrahlen schön durchleuchtet,
So schimmerten wie farbiger Opal.
Der Trauermantel kam, sein sammetbraunes,
Mit blauen Pünktchen schön geziertes Kleid
War stolz mit einem Rand von Gold verbrämt.
Und dann der Fliegen mannigfaches Volk,
Stahlblau und golden, glasgeflügelt, zierlich,
So daß die Hummel wie ein Bär erschien
Und wie ein Wolf die fleiß'ge Honigbiene.
„Hier ist ein guter Ort, hier laßt uns ruhn,"
So sprachen wir und packten hingelagert
Am Dünenrand den Reisevorrat aus
Und schenkten fröhlich in den Silberbecher
Des roten Weines hochwillkommne Labung.
Wie friedlich war es hier und weltenfern.
Nur hinter uns des Waldes Schweigsamkeit,
Vor uns die See, fast spiegelglatt und still,
Der ferne Horizont in Dunst verschwimmend,
Daß ohne Grenzen ineinander floß
Des Meeres Ende und des Himmels Anfang.
Friedfertig schwammen Möwen auf der Flut,
Sich überfliegend oft und ungeschreckt
Von uns zwei stillen Wandersleuten wohl.

Derweil wir saßen und uns friedlich nährten,
Hob ich den Becher mit dem roten Wein,
Daß sich der Sonne Glanz hineinergoß,

Und wie Rubin auf seinem goldnen Grund,
Als wie ein köstlich seltner Edelstein,
Des Weines Flut erglänzend funkelte.
In diesen Wunderanblick ganz vertieft
Bemerkt' ich kaum ein Flattern um mein Haupt,
Ein schwankend Kreisen. Ja, fürwahr, ein Falter,
Ein Sommervogel war's, ein Trauermantel,
Der, angelockt vom Duft des roten Weines,
Die angeborne Scheu so weit vergaß,
Daß er auf meine Hand sich plötzlich senkte.
Dort saß er nun, entfaltend seiner Flügel
Dem braunen Sammet gleiche Pracht, und tastend
Mit dem spiralisch feinen Rüsselchen
Fuhr suchend er umher und dachte wohl:
„Ei nun, was duftet hier so schön?" Behutsam
Den Becher neigt' ich, daß des Weines Flut
Dem seltnen Gast entgegenkam, und dieser
Gewahrte kaum den Vorteil, der sich bot,
Als er das feine Saugerüsselchen
Behaglich in den Wein herniedertauchte
Und sog und sog. „Fürwahr, er trinkt!" so riefen
Wir beide fast zugleich und schauten still
Vergnüglich unserm Gaste zu. — Nicht lange;
Denn plötzlich wie in jähem Schreck durchfuhr's
Das zarte Tier. Merkt' es den Dämon wohl,
Der in des Weines Purpurgrunde schläft? —
Auf schwang es sich und flog und kam nicht wieder.
Wie seltsam doch, daß beide wir noch jetzt
Wie an ein Glück an diese Stunde denken.
Was war's? Es war ein Nichts — belächelt wohl
Von manchem, der's vernimmt. Und dennoch möcht' ich
Es missen nicht um Gold. — Du denkst das gleiche,
Mein guter Freund. Das weiß ich sicherlich.



Agathens Ruh

Gar oftmals denk' ich jener guten Zeit,
Da lieblich unser schöner Sommergast
Das stille Haus mit Sonnenschein erfüllte,
Da ihrer Stimme holde Melodie
Und ihres Lachens silberheller Klang
In unsre Einsamkeit so freundlich tönte.
Ich seh' sie noch, wie sie im lichten Kleid,
Den hellen Sommerhut am Arme tragend,
Ein Liedchen singend durch den Garten schritt,
So rosenschön, die Blume aller Blumen.

Dort hinten, wo am grasbewachsenen Hügel
Der Park sich mählich in das Feld verliert,
Dort war ihr Lieblingsplatz. Auf jener Bank
Da ruhte gern sie mit dem Schoß voll Blumen,
Die sich von selber unter ihrer Hand
Zum schimmernden Gedichte freundlich fügten.
Zuweilen wohl auch schaute träumend sie
In die so hell besonnte Welt hinaus
Zum Wiesental, wo schimmernd sich der Bach
In blanken Bogen in die Weite wand,
Und — Dämmer hinter Dämmernis gebreitet —
Der ferne Wald am Horizont verblaute.
Die Bienen summten, Schmetterlinge flogen,
Die Blätter rauschten sanft, und aus der Luft
Kam hold verworren ferner Lerchensang.
So saß sie gern. In ihres Auges Spiegel
Lag rein und schön die sonnbeglänzte Welt.
„Agathens Ruh", so nannten wir das Plätzchen,
Und eine Inschrift zeigt's an jener Bank.

*

Vor kurzem einst an schönem Sommertag,
Da dacht' ich ihrer, die so ferne weilt,

Die dem Gemahl ins fremde Land gefolgt,
Und deren holde Stimme nie vielleicht
Uns wieder tönen wird. — Die Pfade ging ich,
Die sie vorzeiten einst so gern gewandelt,
Und als zum Ende ich des Parks gelangte,
Da kam es über mich: O, wenn wie einst
Sie säße dort auf der geliebten Bank
Im lichten Kleid und Blumen auf dem Schoß
Und wendete das reine, stille Antlitz
Wie einst mir lächelnd zu! — Ich eilte schneller,
Die Augen schon im voraus hingerichtet
Auf jenen Ort, den mir ein Busch verbarg.
Und um die Ecke bog ich. — Ha, fürwahr!
Ein Anblick war's von schauderhafter Art!
Ein Vagabund, ein unverschämter Strolch
Lag hingestreckt dort auf „Agathens Ruh",
Von Kümmelduft umweht, und schnarchte furchtbar
Gleich einer Sägemühle! — Fester schon
Ergriff ich meinen Stock, ihn aufzuscheuchen,
Hinwegzutreiben ihn mit hartem Wort
Von dem geweihten Heiligtum.

Da war's,
Als hielte eine Hand mich sanft zurück
Und eine holde Stimme spräche mild:
„O laß ihn ruhn! Du siehst, er schläft so schön!"

Und leise schlich ich in den Busch zurück.



Der Nachtigallenwinkel

Im fernsten Winkel jenes schönen Parks
Wo gern am Nachmittag ich sinnend wandle,
Weiß eine grüne Wildnis ich. Gar lieblich

Erscheint sie mir, und auch der Nachtigall
Gefällt sie wohl. Dort singt und jauchzt und jubelt
Es rings von jedem Baum. Zuviel erscheint es fast.
Dort ging ich jüngst am stillen Maienabend
Und sog den Duft des Grünen, labte mich
Am Nachtigallensang.
Ein seltner Anblick
Ward plötzlich mir. Dort auf gefälltem Stamm,
Versteckt im Grünen — abseits war's vom Weg —
Saß still ein Greis und ruhte sich vom Gang.
Die achtzig Jahre, die er trug, sie hatten
Den Nacken ihm gebeugt, gefärbt mit Silber
Das schlichte Haar. Er stützte seine Hände
Gefaltet auf den Stock. Das Ohr geneigt,
So lauschte er den süßen Melodieen,
Und auf dem furchenreichen Antlitz lag es
Wie leise Wehmut. — Er gedachte wohl
Der schönen Frühlingstage seiner Jugend.
Vorüber ging ich still. — Er sah mich nicht,
Denn seine Blicke weilten in der Ferne
Im goldnen Reiche der Erinnerung.



Am Wege

Wir wanderten am heißen Maientag.
Zur Rechten blitzend lag ein See, und sonst
In weitem Bogen ward das grüne Feld
Von sonnbeglänztem Tannenwald umzirkt. —
Ein Häuschen dort in hellem Obstbaumgrün,
Ein Ackersmann, der seine Furchen zog,
Und hier und da ein Busch — das war die Landschaft.
Wir sprachen mancherlei und achteten
Des Weges wenig.

Plötzlich sah ich auf:
Sieh da, ein Mädchen, an des Gartens Rand
Leicht an ein spärlich Bäumlein angelehnt,
So stand sie da, und blickte träumerisch
Mit blauen Augen in die blaue Ferne.
Kaum sechzehn Jahr! Noch hatte diese holde,
Die frische, jugendblühende Gestalt
Zur vollen Fülle nicht sich ausgerundet.
Auf ihrem Antlitz lag's wie zarter Flaum
Der unberührten Frucht. Allein die Augen,
Sie wußten schon von mehr. Es träumte dort
In ihrem halbverhüllten Glanz die Ahnung
Von süß geheimnisvollen Dingen schon.
Sie blickte uns nicht an — nur in die Ferne.
So schritten wir vorbei.

Wie seltsam doch
Traf dieser Anblick an mein Herz und weckte
Dort süße, längst verlorne Melodieen
Aus einer schönern Zeit. Das Mädchen dort
War meine Jugend. Ja, sie steht am Weg
Und blicket mich nicht an und fragt doch still:
„Kennst du mich noch? Und weißt du wohl,
Wie einst auch dir des Glückes Ahnung aufging,
Und wie ein rosenrotes Meer der Wonne
Vor deinen Augen lag?!“
O goldne Zeit!



Die Heide

Kennt ihr die Heide? Nun, ihr kennt sie wohl.
Wenn euch die gliederreiche Eisenschlange
In wildem Sturme trug durch ihre Flur,
So schautet ihr gelangweilt nur hinaus

Auf ihren rötlich hingestreckten Plan
Und schweiftet müden Blicks zum Horizont,
Wo Luft und Erde ineinander dämmern,
Und lehntet euch verdrossen in das Polster
Und schloßt die Augen dann, euch zu versenken
In eine andere Öde, die euch besser schien,
In die des Schlafs. Gewiß, ihr kennt sie wohl!
Ich aber habe sie geliebt von je,
Und also Liebliches ist mir geschehn:
Ich ging hinaus an heißem Sommertag,
Hinwandernd anfangs an des Waldes Rand,
Wo rot die schlanken Kiefernstämme ragten,
Des Harzes Sonnenduft in Lüften schwamm.
So stille war's, daß in den Ameishaufen
Das Kribbeln all der tausend fleiß'gen Füße
Gleich wie ein feiner Regen hörbar war.
Dann von des Waldes Vorsprung an, wo trotzig,
Gleich einem Bollwerk vor des Windes Ansturm,
Einsam ein Eichbaum seine knorr'gen Äste
Hin zu der Heide öder Fläche streckt,
Schritt ich hinaus. Nicht ferne lag mein Ziel:
Ein kleiner Hügel heidekrautbedeckt,
Ein Hünengrab, drum manche düstre Sage
Gleich wie die Brombeer' ihre Ranken spann.
Bald über Moorgrund wandelt ich, wo dumpf
Der Boden wiedergab der Schritte Klang,
Bald wühlt' im weichen Sand der müde Tritt,
Wo hinter mir die Spur verlief, und weiter
Durch blühend Heidekraut hinstrich mein Fuß,
Aufjagend kleines, schwirrendes Getier,
Das allerseits vor meinem Schritt versprühte.
Wie einsam lag der Hügel in der Welt,
So still beschaulich in sich selbst versenkt.
Ich streckte müd' mich hin an seinen Fuß
Ins weiche Kraut; hinschweifte bald mein Blick

Bis an des Horizontes Dämmerschein,
Bald senkt' ich ihn ins blühende Gewirr,
Bald zu den Fliegen hob ich ihn empor,
Die schwirrend standen in der stillen Luft,
Bald höher noch, wo in des Himmels Blau
Einsam die Weihe ihre Kreise zog.
Nur Bienensummen und der Hummel Ton,
Ein zirpend Wetzen im durchsonnten Kraut,
Eidechsenrascheln, ferner Vogelruf —
Das Ganze war ein hörbar Schweigen nur.
So lag ich stillen Sinns dahingestreckt
Und fühlte mich der Allnatur ein Teil. —

Doch welch ein Harfenton durchsummt die Luft,
Und dieses süß geheimnisvolle Wehn,
Welch seltsam Wunder will es mir verkünden?!
Und sieh, wie war der Zauber nur geschehn?
Wo eben noch zuvor mein Blick geweilt,
Und nur das sonngetränkte Nichts durchschweift,
Da stand, wie aus dem Boden aufgeblüht,
Wie aus der leeren Luft hervorgetaucht —
Ein Wunder war's — ein holdes Mädchenbild:
Das ärmlich braune, fließende Gewand
Verhüllte spärlich nur die weißen Glieder —
Von Sonnengold umleuchtet floß ihr Haar,
Bekränzt mit schimmernd weißer Erika,
Die selten nur und einsam blüht, es flogen
Wie blaue Funken Falter um ihr Haupt,
Das liebliche. So schwebte sie vorüber
Mit schimmernd weißen Füßen rührend kaum
Das Gras. — Und wandte mir die Augen zu,
Darinnen Wunder und Geheimnis schwamm,
Und mit den dunklen Augen schaute sie
Mir in das tiefste Herz! — Die Arme streckt' ich
Und wollt' entgegen ihr voll dunkler Sehnsucht.

Sie hob nur leicht die weiße Hand und bannte
Mich still zurück. Und wie ein Sonnenschein
Ging dann ein Lächeln über ihr Gesicht —
Sie nickte hold mir zu. — Vorüber schwand sie
Und floß, wie aufgetrunken von der Luft
Hinweg! Die Welt war leer!
Wie oftmals noch
An schönen Sommertagen weilt' ich dort
Und wartete, das Herz von Sehnsucht voll.
Vergeblich war's — sie kehrte niemals wieder,
Denn alles Göttliche ist einmal nur! —



Symphoniekonzert im Freien

1. Die Nachtigall

Zwar Unsinn ist es! Streichmusik im Freien.
Der Geigen Schall versinkt im weiten Raum,
So kraftlos brummt der Baß, und nur die Bläser
Behaupten sich soso lala. Allein
Wer pfercht sich gern zur schönen Sommerszeit
In dumpfe Säle ein. — Im Lindenschatten
Da draußen sitzt es sich so gut im Kühlen.
Dazu ein wenig Mozart, Mendelssohn,
Beethoven, Weber und zum Gegenüber
Ein schönes Kind. Je nun, da macht es sich.
Zuweilen dann beim Pianissimo
Geht sanft ein Rauschen durch das laub'ge Dach,
Und Lindenblütenblätter wehn hernieder,
Die Meisen zwitschern, und ein kecker Fink
Mischt sich herein mit schmetternder Fanfare. —
Doch einmal kam es ärger noch, fürwahr!
Ein Flötensolo. — Ja der Mann verstand's:

Wie Perlen glitten hin der Töne Reihn,
Dazwischen goldne Triller und Kadenzen.
Sehr gut und schön — wenn nur die Nachtigall
Im Rebengarten nicht gewesen wäre
Mit ihrem Wettgesang. Die kleine Brust,
Die unerschöpflich melodieenreiche,
Dem Flötenbläser zugewendet, sang
Und jauchzte sie helljubelnd gegenan!
Das war der Frühling selbst — kein Musikant,
Der kunstvoll in des Holzrohrs Löcher pustet.

Und wie verwundert rings die Leute horchten!
Mit Lächeln ein'ge — andre sahn sich an,
Und wieder andre lauschten stillbewegt.

Doch jeder wußte, wer hier Meister war!



2. Danse macabre

Ein andermal. — Es war ein schwüler Tag,
Und Wolkenberge türmten sich im Westen,
Und sieh, auf einmal sind die Sonnenkringel,
Die auf den Tischen und dem Boden tanzen,
Hinweggelöscht. Und dunkler wird es nun,
So lauersam die Luft, und in der Ferne
Ein dumpfes Grollen dann und wann. Und horch!
Nun kommt's herauf und übertönt gewaltig
Der Instrumente laut' Zusammenspiel.
Hei, anders klingt es doch, als im Orchester
Des Kontrabaß' ohnmächtiges Geknurze!
Vorsicht'ge brechen auf, um Schutz zu suchen.
Unruhe rings, doch die Musik fährt fort,
Geborgen unter wettersichrem Dach. —
Nun ist's heran — es schleudert sich der Sturm

In Lindenwipfel, Regen braust herab,
Und alles flüchtet, alles rettet sich.
Und Blitz auf Schlag und Schlag auf Blitz, es reiht
An Donner Donner sich zur mächt'gen Kette! —
Jedoch der Meister schwenket unbeirrt
Den Taktstock. Weiter geht das Stück.
Ich hör' es heut noch, wie es seltsam klang:
Der „danse macabre“ war es von Saint Saëns,
Ein geistreich Ding, gar listig ausgetüftelt.
Ein Totentanz von Kavaliergerippen,
In deren Knochen noch die Grazie steckt,
Und deren Schädel noch verbindlich grinsen! —

Allein wie blechern klang sein öd Geklapper
Nun bei des Himmels Donnerharmonieen!



Veränderung

Noch weiß ich wohl, wie ich zuerst dich sah:
Es war zur Abendzeit und dunkel schon —
In hellem, fließendem Gewand, das unten
Ein zart Gekräusel schön umgab — die Finger,
Die zierlich schützend du ums Licht gebogen,
Von ros'ger Glut durchhaucht — so standest du,
Und fragend schauten mich aus hellem Antlitz
Zwei dunkle Sterne an. —
Wie anders jetzt,
Wenn dein behendes Ohr erlauscht den Schritt,
Den wohlbekannten, wenn die leichten Füßchen,
Entgegen mir hinab die Stufen trillern —
Und liegst dann selig atmend mir im Arm
Und küssest einzig nur und fragst nicht mehr!



Der alte Backofen

Dort auf jenem kleinen Hügel
An dem grünbewachsnen Feldrand
Rund und trotzig steht des Dorfes
Lehmbeworfner alter Ofen,
Gähnt mit seines Schlundes schwarzem
Halbrund in die grünen Saaten.
Und der Wind, der lose Wandrer,
Fährt ihm in den dunklen Rachen,
Kreiselt in der leeren Höhlung,
Saust hinaus, wo er hereinkam,
Und im Rauschen und im Sausen
Raunt der alte Ofen also:
„Grüne Saaten, wind'ge Halme
Nimmer denken sie der Zukunft,
Nimmer an das dunkle Ende!
Saugen dankbarlich den Regen,
Dehnen sich im Schein der Sonne,
Neigen wogend, wenn der Wind weht,
Ihre Häupter mit Geflüster,
Immer schwatzend, immer lustig,
Nimmer denkend an das Einstmals!
Und ich steh' doch hier am Feldrand
Steh' wie ein memento mori!
Zu verschlingen diese grünen,
Leichtbefiederten Gesellen
Einstmals, wenn die Zeit erfüllt ist,
Wenn die sommerliche Sonne
Gelbte ihre grünen Häupter,
Wenn die Sichel sie gefällt hat,
Wenn der Mühlstein sie zerrieben,
Wenn die Magd sie wohl geknetet!
Alles hier in meinen weiten,

Wohlgehöhlten Bauch zu fassen
Steh' ich da: memento mori!"

Auf dem Feld die Weizenhalme
Hörten nicht auf das Gebrumme
Dieses alten Hypochonders,
Sogen dankbarlich den Regen,
Dehnten sich im Schein der Sonne,
Neigten, wogend vor dem Windhauch,
Ihre Häupter mit Geflüster,
Immer schwatzend, immer lustig.
Und im wispernden Gewoge
Klang es fast wie eine Antwort,
Wie ein Chor von abertausend
Hold verwirrten Flüsterstimmen:
„Wie so lieblich, wie so lustig,
Wie so schön ist doch die Welt!"



Sommerabend — Sommernacht

1. Feierabend

Feierabend! Feierabend!
Westwärts sank die Sommersonne,
Weiße Tauben fliegen leuchtend
Um die rotbestrahlten Giebel,
Und in süßen Abendfrieden
Spinnt sich ein die ganze Welt.
Satt und schwergefüllten Euters,
Milchduft um sich her verbreitend,
Wandeln kluge, bunte Kühe
Durch des Dorfes enge Gassen,
Und am Bach die Gäns' und Enten

Putzen schwatzend ihr Gefieder,
Oder schnabbern sich zum Abschluß
Noch ein Würmlein oder Schnecklein
Aus dem vielgeliebten Schlamm.
Feierabend! Heimwärts ziehen
Schon die Knechte und die Mädchen
Mit Gelächter und Gesang.
Sieh, da kommt ein schlanker Bursche,
Und es wandeln ihm entgegen,
Wo am Bach das schmale Brücklein
Von dem Wiesengrunde herführt,
Eine Blonde, eine Braune,
Apfelschön, zwei frische Mädchen,
Und er breitet seine Arme,
Und er ruft mit frohem Lachen:
„Brückenzoll müßt ihr entrichten!“
Und sie lächeln alle beide,
Eine keck, die andre schämig,
Und ich fürchte, alle beide
Werden wohl bezahlen müssen.
Doch es schmunzelt still die Alte
Und gedenkt der eignen Jugend,
Wo man auch von ihren Lippen
Solchen süßen Zoll begehrte. —
Ach, das ist schon lange her!



2. Sonnenuntergang

An dem schönen Sommerabend
Saßen wir auf jenem Hügel,
Schauten in den goldnen Westen.
Breithin streckte sich die dunkle
Wolkenbank, darin die Sonne
Nun versunken — nur die Ränder

Glühten noch in goldnem Scheine.
Doch im blauen Himmel drüber
Schwebten rosig weiße Wolken
Angestrahlt von hellem Glanze.
Welch ein Wunder sah ich droben:
Auf den Wolkenbänken saßen
Ros'ge Engel reihenweise —
Andre lauschten aus den Wolken,
Andre schwebten hin und wieder,
Spielten hier mit Wolkenflocken,
Ritten dort auf einem Wölkchen —
Und es war ein stillbewegtes,
Schimmernd rosiges Getümmel.
„Sieh, wie herrlich!“ sprach ich leuchtend
Freudevoll zu dem Gefährten.
Dieser nickte nur; wir schauten
Still ins Zauberspiel der Wolken:
Wie die Engel nun verschwebten,
Lauschten noch mit ros'gen Köpfen
Über Wolken und verschwanden.
Und der Rosenschein verblaßte,
Bis im bläulichen Gedämmer
Nur ein träumend Rot noch ruhte,
Und der Abend still sich senkte.



3. Dämmerung

Auf der schönen, grünen Wiese
Tiefe, warme Schatten werfend
Liegt der stille, goldgetränkte,
Letzte Abendsonnenschimmer.
Lerchenklang in hohen Lüften,
Und der Wind schläft in den Zweigen, —

Kaum erzittert leis ein Grashalm.
Dort am Ufer auf der Weide
Grauem Stamm, der hingebogen
Sich im dunklen Weiher spiegelt,
Weißgekleidet sitzt ein Mädchen.
Goldne, aufgelöste Haarflut
Wallet um das stille Antlitz,
Wie sie nieder in das klare,
Spiegelhelle Wasser blicket.
Und sie grüßt ihr Spiegelabbild,
Nickt und lächelt, und da drunten
Nickt und lächelt hold es wieder.
Und ein Strauch von wilden Rosen,
Der mit hundert schönen Blüten
Neben ihr im Grund sich spiegelt,
Schaut mit all den Rosenaugen
Aus dem Spiegel ihr entgegen.
Goldne Haarflut — ros'ge Wangen —
Grün Gezweige — rote Rosen.
Und das Mädchen neigt ein Zweiglein,
Neigt es hin an ihre Lippen,
Und sie küßt die zarte Rose,
Schaut's im Spiegel und errötet.
Doch ein Blatt, gelöst vom Kusse
Flattert auf das Wasser nieder,
Trübt das Bild mit leisen Ringen.
Mägdlein schaut in das Gezitter
Bis das Bild sich wieder kläret,
Und sie küßt die Rose wieder,
Sinnt und schauet in die Ferne.
Dämmernd sinket nun der Abend —
Singend steigt sie, die den letzten,
Späten Abendstrahl getrunken,
Singend steigt die Lerche nieder.
Und das Mädchen still und sinnend

Wandelt durch die grüne Wiese,
Bis das weiße Kleid im Dunkel
Jener Gartenbäume schwindet,
Draus das Landhaus hell hervorschaut.



4. Vor der Haustür

Sommerabend — süße Labung,
Wenn der heiße Tag verglühte!
Stille Gärten blühn im Mondschein,
Atmen Kühlung, hauchen Düfte,
Froh befreit vom Sonnenbrand.
Unter Linden — welch ein Flüstern,
Heimlich Wispern und Gekose —
Aus den Lauben glänzen Lichter —
Grün durchleuchten sie das Blattwerk —
In die süße Abendstille
Tönt Gelächter und Gesang.
Friedlich sitzt der brave Bürger
Wohlbehäbig auf der Hausbank,
Raucht sein Pfeifchen — spricht verständig.
Noch ein Wörtchen mit dem Nachbar —
Mutter strickt und nickt dazu.
Doch der schönen, blonden Tochter
Drückt der blonde Sohn des Nachbars
Heimlich, heimlich und verstohlen,
Still die kleine, weiße Hand.
Und sie sprechen sehr verständig,
Bald von diesem, bald von jenem,
Nur von dem nicht, was mit Beben
Durch die jungen Herzen geht.
Doch dem jüngsten Sohn des Hauses

Gibt ein Gott es zu verkünden
In der fremden, toten Sprache,
Die zur Marter unsrer Kindheit
Einst der alte Römer sprach.
Denn gekehrt zum Mond das Lehrbuch
Lernt und lernt er laut und eifrig,
Lernt er: „amo, amas, amat!"



5. Die Elfe

Nächtlich bei des Mondes Schimmer,
Wenn der Wind schläft in den Wipfeln
Tanzt die wunderschöne Elfe
Auf dem stillen, schilfumgebnen
Wasserrosenteich im Walde.
Nimmer dringt in diese Gründe
Nur ein Hauch des Menschendaseins!
Selbst der Glocke weithinhallend
Klanggetöne stirbt versummend
In dem weiten Meer der Wipfel,
Und es steht der Wald im Lauschen
Auf das eigne Schweigen lautlos.
Und die wunderschöne Elfe
Wiegt sich über stillem Wasser
Wie ein schimmernd Duftgebilde,
Daß das leuchtend helle Goldhaar
Um die weißen Glieder wallet.
Breitend ihre schönen Arme
Schwebt sie ob dem dunklen Grunde,
Wie ein lieblicher Gedanke
Mondbeglänzter Einsamkeit.



Im März

Über jenen blauen Bergen
Sah ich jüngst den Frühling lauschen.
Auf des Hügels sanfte Rundung
Stützte er die ros'gen Hände,
Und in seinem schönen, goldnen,
Langhinfließenden Gelocke
Trug er einen Kranz von Blumen.
Und er lächelte und nickte,
Winkte dann mit seiner Rechten,
Und mir war, als kläng' ein Rufen
Durch der Lerchen Jubilieren,
Und ein Windhauch brächt' ein Düften
Wie von Veilchen hergetragen.

Still verblaßte dann das Bildnis
Und verschwamm und stand am Hügel
Wie ein schimmernd weißes Wölkchen.



Die Musik der armen Leute

Der Herr Musikprofessor spricht:
„Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Skandal!"
Mein lieber Professor, nun hören Sie mal:

Ein enger Hof — kein Sonnenschein
Fällt dort das ganze Jahr hinein.
Da herrscht ein seltsam muffiger Duft,
Nach Armut riecht's und Kellerluft,
Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
Die Kinder spielen in Müll und Staub.

Nun kommt ein Leiermann hervor
Und schleppt seinen Kasten durchs offene Tor.
Einen lustigen Walzer spielt er auf,
Da rennt es herbei in schnellem Lauf,
Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
Die Kinder in dem ganzen Haus,
Und über die blassen, ernsten Gesichter
Fliegt es dahin wie Sonnenlichter,
Sie tanzen und wiegen sich hin und her
Im Walzertakt — was will man mehr?
In der Kellertür steht ein schlumpiges Weib,
Ihr hängen die Kleider um den Leib,
Den Säugling hält sie in dem Arm,
In ein Wollentuch gewickelt warm.
Sie läßt ihn tanzen, und wie er sich regt
Und mit den magern Ärmchen schlägt,
Ist über die vergrämten Wangen
Ein Strahl von Mutterfreude gegangen.
Das Mädchen für alles im ersten Stock,
Es faßt mit den Fingerspitzen den Rock
Und trällert den Text und dreht sich und lacht:
An den blauen Dragoner hat sie gedacht;
Des Sonntags nach vollbrachtem Werk
Im „Schwarzen Adler" zu Schöneberg — —
Er war so unbeschreiblich flott
Und tanzte den Walzer wie ein Gott.
Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben.
Dann kommt — das hört ein jeder gern:
„Einst spielt ich mit Zepter, mit Krone und Stern."
Der arme Schreiber in seiner Kammer
Vergißt eine Weile den täglichen Jammer.
Er läßt die kritzelnde Feder stehn
Und seinen Blick zu den Wolken gehn,
Die über die Dächer dahingezogen.

So hoch sind einst seine Träume geflogen
Von Ruhm und Glück und Sonnenschein:
„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“

Der Leiermann dreht seine Kurbel um,
Seine Blicke wandern ringsherum.
Ein anderes Stück nun stellt er ein:
„Ich bitt' euch lieben Vögelein!“
Die Nähterin läßt die Maschine stehn,
Und ihre Traumgedanken gehn
Zum letzten Roman, den sie gelesen.
Wie edel ist doch der Graf gewesen,
Daß er das arme Mädchen nahm,
Obgleich es doch fast zur Enterbung kam.
Dann seufzt sie. Ach sie weiß, wie es geht:
Die edlen Grafen sind dünn gesät!
Doch wenn auch kein Graf. Wenn einer nur käme,
Den sie möchte, und der sie nähme.
Draußen schießen die Schwalben vorbei,
Sie blickt ihnen nach und summt dabei:
„Ich bitt' euch lieben Vögelein,
Will keins von euch mein Bote sein?“

Der Leiermann aber schaut sich stumm
Von einem Fenster zum andern um,
Zieht sein Register und spielt mit Schall:
„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“
In seiner Werkstatt der Schuster nun
Läßt eine Weile den Hammer ruhn.
Er war bei Wörth und bei Sedan
Und vor Paris und Orleans,
Und wie er denkt an jene Zeit,
Wird sein Soldatenherz ihm weit!
Er klopft mit kampfgewohnter Hand —
Mit Gott für König und Vaterland —

Gar mächtig auf das Leder ein:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"
Der Leiermann aber blickt und späht,
Damit sein Lohn ihm nicht entgeht.
Und sieh, der Segen bleibt nicht fern,
Denn Armut gibt der Armut gern.
Bald hier bald dort mit leisem Klapp,
In Papier gewickelt, fällt es herab.
Und ob auch der Herr Professor schreit —
Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
Denn ein wenig Licht ins graue Heute
Bringt die Musik der armen Leute.



Wälder im Walde

„Langweilig ist der Kiefernwald?"
Mein Freund, das widerrufst du bald!

Da denk' ich wohl, du sahst ihn nimmer,
Wenn rötlich in den Wipfeln träumt
So still der letzte Sonnenschimmer,
Und alles rings mit Gold sich säumt.
Wenn sanfte Schwermut wie ein Duft
Liegt in der weichen Abendluft,
Und sich der Wald im letzten Strahle
Abspiegelt in dem glatten See,
Indes zum Wiesengrund im Tale
Vorsichtig zieht das schlanke Reh,
Und bei der Drossel letztem Liede
Sich niedersenkt der Abendfriede.
Doch auch im stillen Sonnenschein
Und bei des Mittags heißen Lüften,

Wo alles schwimmt in harz'gen Düften,
Da wandr' ich gerne dort allein.
Zu Häupten nur ein sanftes Singen,
Und niederwärts im sonn'gen Kraut
Ein Wetzen, Schwirren und ein Klingen.
Am Sandhang stehn die Schwebefliegen,
Und die Perlmutterfalter wiegen
Am Thymian sich. — Sonst kaum ein Laut,
Als aus der hohen Luft zuweilen,
Wo der Milan die Kreise schwingt,
Ein ferner Schrei. — Die Ammer singt
Verschlafen ihre kurzen Zeilen
Am Waldesrand. Auch flötet wohl
Versteckt im Wipfel ein Pirol.
Hier schreit ein Häher rauh und eigen,
Dort klopft ein Specht —
Dann wieder Schweigen.

Doch wenn das rote Stammgewimmel,
In dessen Wipfeldecke blaut
Manch zackig Stück vom Sommerhimmel,
Der müde Blick genug geschaut,
Da magst du ihn zum Boden senken,
Und neue Wunder wirst du sehn:
Ein zierlich Wäldchen siehst du stehn,
Viel schöner, als du mochtest denken,
Von Heidekraut und Heidelbeeren.
Die kleinen Bäumchen stehn so zierlich,
So feinverzweigt und so manierlich,
Als ob der wahre Wald sie wären.
Viel Tierchen halten darin Haus:
Das Hochwild ist die braune Maus,
Eidechsen huschen dort am Grunde,
Und Käfer krabbeln durch das Laub.
Die Spitzmaus schnüffelt dort nach Raub,

Und in der sonn'gen Mittagstunde,
Da fliegt um seine niedern Wipfel
Manch Schmetterling mit buntem Tipfel
Und bietet seine Pracht zur Schau:
Gelb, hellbraun, feuerfarb und blau.
Bist du auch dieses Anblicks müd,
Da mag dein Blick noch tiefer steigen:
Ein drittes Wäldchen wird sich zeigen,
Darin es eifrig lebt und blüht.
Und wahrlich keines von den schlechten:
Es baut sich auf aus Moos und Flechten,
Und sieh, wie reizend es sich zeigt:
Hier zierlich tannenbaumverzweigt,
Dort fein verästelt wie Korallen,
Und hier bebechert und beknopft,
Dort Keulchen siegellackbetropft,
Und hier Trompetchen, die nicht schallen.
Und in dem wunderwinz'gen Wald,
Wie es von tausend Tierchen wimmelt,
Wie's lebt und webt und kriecht und krimmelt
Und von den feinsten Stimmlein schallt!
Und scheint das Völkchen noch so nichtig,
Sie treiben es genau so wichtig
Wie all die Großen ringsumher
Und freun sich ihres Lebens sehr!

Nun, lieber Freund, ich frage wieder:
Schlägst du nicht deine Augen nieder
Und sprichst beschämt: „Man irrt sich bald!
Ich bin besiegt und ganz geschlagen
Und will es niemals wieder sagen:
Langweilig ist der Kiefernwald!“



Die Schwalbe

Liebliche Schwalbe!
Gern, wenn am Fenster
Ich lausche des Abends
Friedlichen Tönen,
Blick' ich dir nach,
Wenn du mit leichtem,
Schimmerndem Flügel
Vorüber dich schwingst.
Gern auch schau' ich nach dir,
Wenn auf benachbartem Dach
Im rötlichen Strahl der Sonne
Du zwitscherst dein krauses Lied,
Oder am kugligen Nest,
Wo dir sorglich die Gattin weilt
Hineinschauend hangest.
Andere singen wohl schöner als du,
Andere prunken mit buntem Gefieder;
Schön ist der Schwan,
Gewaltig der Adler!
Doch du bist mir wert,
Du liebliche Schwalbe,
Du Vogel der Heimat! —
Allzeit kehrest du wieder
Von südlichem Lande,
Dir dein zutraulich Nest
Zu bauen im Norden —
Nimmer vergißt du der Heimkehr.

*

Sinnend gedenk' ich der Zeit,
Da selber ich weilte
Ferne der Heimat.
Ein Abend war es wie heut —

Friedlich und sonnbeglänzt —
Da sangst du mir ins Ohr
Den alten Heimwehklang,
Das süße, herzbezwingende Lied,
Daß mich verlangte
Mit brennender Sehnsucht
Nach jener Stätte
Der sonnigen Jugend,
Wo ich zuerst gesehn,
Schwingend ums Vaterhaus,
Dich, liebliche Schwalbe,
Du Vogel der Heimat.



Winterfliegen

Beleuchtet von des Mondes kaltem Strahl
Liegt starr die weiße Welt im Winterfrost.
Wohl ihm, dem heut ein Freund zur Seite steht
Gleich mir, ein Freund, der eine Klafter Holz
Behaglich bullernd aufgezehrt tagüber,
Und nun in sich befriedigt freundlich ausstrahlt
Den eignen Überschuß. Gesegnet sei
Mein alter Ofen, du mein Winterfreund!
Dem, der da draußen klingt und knirscht, zum Trotz
Behaglich Dasein schaffst nur du — und nimmer
Trägst du es nach, daß in der Sommerszeit
Verachtet du in deiner Ecke stehst.
Dann denkst du still: „Schon kommen wird die Zeit,
Da ihr an meine grünglasierten Kacheln,
Anbetend fast, voll Dank die Hände legt.
Behaglich summt der Kessel mir zur Seite
Umspielt von bläulich flammendem Geflacker —
Sonst alles still; — nur daß zuweilen drauß

Ein Schritt vorüberknirscht in frost'ger Hast
Und einsam, schneegedämpft, ein Wagen rollt."

Ein Märchen les' ich gern in solcher Zeit,
Den alten Hoffmann hab' ich aufgeschlagen:
„Der goldne Topf", „Die Königsbraut" und auch
Des „Kleinen Zaches" putzige Geschichte,
Das liest sich gut in solcher Winternacht.
So lieg' ich nun gemächlich hingestreckt,
Zuweilen schlürfend goldigklaren Trank
Aus Chinas Flur, dem aus kristallner Flasche —
Zu Ehren Hoffmanns — beigefügt ein Schlückchen
Des Feuersaftes aus Jamaikas Flur.

Wie ich so lese, summt es durch die Luft
Mit feinem Flügel, summt und läßt sich nieder
Auf meines Buches Rand. Sieh, eine Fliege!
Sie streicht die Beinchen sich und putzt die Flügel
Und krault sich flink den dickgeaugten Kopf —
Spaziert dann weiter aufs Papier. Ich höre
Das Rascheln ihrer Beinchen in der Stille.
Gewiß, ihr scheint das Blatt wie eine Wiese
Mit schwarzem, krausem Gras. Aufsummend nun
Zur Tasse fliegt sie hin. Ein Tropfen blieb
Am Rand. Den stumpfen Rüssel senkt sie vor
Und saugt ihn auf, behutsam und behaglich.
Welch winzig Dasein gegen meins, und doch
Noch auserlesener als meins — fürwahr,
Denn wen'ge sind's, die durch den Winter kommen
Durch Gunst des Glücks und eine warme Stube.

Was summst du kleine Fliege für ein Lied
In meiner Einsamkeit? Dein zarter Flügel
Er trägt mich fort zu jener fernen Zeit,
Da noch das junge unbewußte Herz
Voll guten festen Kinderglaubens war,

Die ungekannte Welt im ahnungsreichen,
Im seligblauen Hoffnungsdämmer lag.
Ach ihr, der Kindheit unschuldsvolle Träume,
Wo seid ihr hin? Wo bist du süße Torheit,
Die einst den Jüngling frohgemut umsummte?
Ihr starbt dahin im Sturm der kalten Welt,
Alltäglichkeit hat euch zu Tod geregnet,
Und mit der Fliegenklatsche jäh erschlug
Der blankpolierte Herr euch, der Verstand!
Ja, wen'ge sind's, die durch den Winter kommen
Durch Gunst des Glücks und durch ein warmes Herz.

Ach, denk' ich dran, es war doch schöne Zeit,
Und wie ein selig Zaubereiland liegt sie
Fern — hinter mir — in blauen Duft gebreitet —
Und ist dahin und kehret niemals wieder!



Der entflogene Papagei

Schön ist wohl die Freiheit, liebes Papchen,
Herrlich sich im Sonnenschein zu wiegen,
Wo im Flug das leuchtende Gefieder
Grün' und rote Farbenblitze sendet.
Kühl und schattig ist's, wo dort am Teichrand
Bäume rauschen. Auf dem dunklen Grunde
Schwimmen leuchtend weiße Wasserrosen,
Und im schwarzen unbewegten Spiegel
Malt sich diese schöne Welt noch einmal.
Besser ist's, wie in dem blanken Käfig,
Lust'ger schaukelt sich's auf schwanken Zweigen
Als im goldnen Ring, und freudig segnest
Du das Fenster, deiner Freiheit Pforte.
Aber doch: Wenn zwei so schöne Augen
Lieblich flehend sind auf dich gerichtet,

Solche Händchen warten dich zu kosen,
Solche Lippen dich zu küssen trachten,
Solches Mündchen schmeichelt: „Komm, mein Papchen!“ …
Wär' ich du, ich wüßt' schon, was ich täte!



Die gute, alte Zeit

Zwei Alte sprechen:

„Das war die gute, alte Zeit,
Sie war so schön und liegt so weit,
In blauem Duft begraben,
Und von dem heutigen Geschlecht
Da weiß doch keiner wohl so recht,
Was wir verloren haben.

Die Männer waren besser doch,
Und wirtschaftlich die Frauen noch,
Nicht wie die heut'gen Puppen.
Die laufen zu Musik und Tanz
Und putzen sich mit Flitterglanz
Und kochen schlechte Suppen.

Die Kinder waren nicht so keck
Und nicht so altklug wie ein Geck
Und trugen keine Brillen.
Auf ihre Eltern hörten sie
Und alte Leute ehrten sie
Und hatten keinen Willen.

Und Ordnung herrschte weit und breit,
Und Biederkeit und Ehrlichkeit,
Man kannte keinen Schwindel.
Doch heut, wo alles fälscht und trügt,
Da glaubt man keinem, denn es lügt
Das Kind schon in der Windel.“

So sprechen sie, die Alten zwei
Und nicken mit dem Kopf dabei
Und wackeln mit den Hauben.
Die Welt blieb jung, sie wurden alt
Und an der neuen Zeit Gehalt
Da können sie nicht glauben.

Die heut im Jugendglanze stehn,
Im Rosenschmuck zu Tanze gehn,
Auch sie einst werden sagen:
„Sie war so schön, sie liegt so weit,
Die liebe, gute, alte Zeit
Aus unsern Jugendtagen!“



Die Blume über der Kirchtür

Über der Kirchtür sitzen
Zwei steinerne Engelein.
Dazwischen fiel hernieder
Ein Same auf den Stein.

Nicht lang — hat man zur Taufe
Ein Kindlein dargebracht;
Da hat ein grünes Blättlein
Sich still hervorgemacht.

Nicht lang — führt zum Altare
Ein Bräutigam die Braut;
Da hat die erste Blüte
Man leuchtend klar geschaut.

Nicht lang — tönt dumpfes Läuten
Vom Turme hoch herab.
Verwelkt senkt sich die Blume —
Die Blätter fallen ab.



Das Posthorn

Nach Andersen

Horchend über schroffe Mauern
Auf die Nachtigallenlieder
Schaun zwei jugendliche Nonnen
In das Tal voll Sehnsucht nieder.

Wundervolle Frühlingsmondnacht!
Klang und Sang in lauen Lüften,
Luft'gen Silbers volle Schale,
Schwimmt das Tal in Glanz und Düften.

Horch, da rollt's im Grund; es klinget
Eines Posthorns muntres Tönen,
Und die Jüngste hüllt ihr Antlitz,
Und sie wendet sich mit Tränen. —

Doch die Klosterglocke schrillend
Übertönt das Horn, das helle —
Und die Nonnen wandeln schweigend
Zum Gebet in ihre Zelle. —



Wilde Rosen

Ich ging im Wald in schönen Junitagen,
Da sah ich einen Birnbaum vor mir ragen
Mit seinen Zweigen stolz und dunkelgrün.
Doch, welch ein Wunder! Nahe seinem Gipfel
Aus seinem Laub, dicht unter seinem Wipfel,
Da sah ich hundert wilde Rosen blühn.

Ich trat hinzu, das Rätsel zu ergründen,
Und seltsam ist es, was ich muß verkünden
Und was ich dort nach langem Suchen fand:

Aus Dorngestrüpp kam eine lange Rute,
Die hin und her mit ungebeugtem Mute
Sich durch des Baumes Äste aufwärts wand.

Und war es auch in Finsternis geboren —
Das kleine Reis hat nicht den Mut verloren,
Es strebet tapfer auf zum goldnen Licht,
Es tastet sich empor mit grünem Finger
Und dreht und wendet sich in seinem Zwinger
Und sucht und harrt und hofft und zaget nicht.

O gebe Gott doch allen, die da streben,
Sich aus der Finsternis ans Licht zu heben,
Ein gut Gedeihn für redliches Bemühn,
Und Mut und Kraft und freudiges Vertrauen,
Damit auch sie des Sieges Stunde schauen,
Damit auch ihre Rosen endlich blühn!



Waldeinsamkeit

Es steht der Wald im Mittagsduft,
In blassem Dunst die fernen Gipfel,
Und trinkend still die Sonnenluft
Rührt sich kein Blatt im Meer der Wipfel.
In Sommermittagsglut verlor'n
Liegt Wald und Feld im Bann der Schwüle —
Da ruht sich's gut, wo Quell und Born
Hinrieselt durch die Schattenkühle.

Hast du gehört in solcher Zeit
Wie Harfenton ein fernes Klingen?
Hin schwebt es durch die Einsamkeit,
Durchschwimmt die Luft auf Bienenschwingen.

Du weißt es nicht, woher es kam,
Noch was es Holdes mag verkünden,
Von einem Märchen wundersam,
Das heimlich blüht in Waldesgründen.

Im tiefen Wald, wo nur allein
Der Häher schreit, die Spechte klopfen,
Da rinnt ein Quell aus Felsgestein,
Aus feuchtem Moos die Wasser tropfen.
Es rinnt und quillt und fließt gemach
Von einer Schale zu der andern,
Derweil durchs dichte Blätterdach
Die Sonnenlichter tanzend wandern.

Sahst du am Quell das schlanke Weib
Von holder Schönheit Glanz umflossen?
Sahst du den schimmernd schönen Leib
Von sel'ger Ruhe ganz durchgossen?
Zuweilen rührt mit weißer Hand
Wie träumend sie die goldnen Saiten —
Es leuchtet warm die Felsenwand —
Es rinnt der Quell, die Wasser gleiten.

O süßes Bild der Einsamkeit,
Du selig Weib im Felsengrunde,
Wer dich geschaut, trägt allezeit
Im Herzen still die holde Kunde.
O selig, wer aus Schall und Rauch
Dich Holde, Reine hat gefunden,
Und wer, in deinem frischen Hauch
Die Seele badend, darf gesunden!



II

Nachdenkliches und Beschauliches

Wo wohnt das Glück?

Sagt mir doch, ihr flinken Schwalben,
Die ihr schweift in hohen Lüften
Über Wälder, Seen und Wiesen,
Die ihr kennt den ganzen Umkreis,
Südwärts auch die sonn'gen Länder,
Eure ferne Winterheimat —
Sagt, ihr weitgereisten Schwalben,
Sagt mir doch, wo wohnt das Glück?!

Doch die Schwalben streifen lustig
In den sonndurchglänzten Lüften
Auf- und abwärts, hin und wider,
Und sie schwingen sich und schweben
Und sie geben mir nicht Antwort!

Sagt mir doch, ihr schnellen Wolken
In dem fernen Blau des Himmels —
Sagt — ihr wandelt vom Äquator
Zu des fernen Poles Eisnacht
Über Berge, über Meere,
Und ihr kennt die ganze Erde
Und ihr schaut in alle Länder —
Sagt, ihr weißen Wanderwolken,
Sagt mir doch, wo wohnt das Glück?!

Doch die Wolken ziehn und weben
Heiter glänzend still vorüber,
Baun sich auf zu Götterburgen,

Lösen sich in Lämmerherden,
Ewig wechseln sie das Schauspiel,
Und sie schwinden und verwehen
Und sie geben mir nicht Antwort!

Sagt mir doch, ihr ew'gen Sterne,
Die ihr schaut mit goldnen Augen
In des Weltalls fernste Tiefen,
Die ihr kennt Millionen Welten —
Sagt, ihr uralt klugen Sterne,
Sagt mir doch, wo wohnt das Glück?!

Doch die Sterne wandeln schweigend
Durch das unermeßne Weltall
Ihren urbestimmten Pfad,
Und sie funkeln und sie scheinen,
Steigen auf und sinken nieder
Und sie geben mir nicht Antwort!

Alle können es nicht sagen,
Denn so winzig ist sein Wohnort,
Daß sie nimmer ihn erblickten,
Nimmer, denn es wohnt das Glück
Zwischen Werden und Vergehen,
Zwischen zweien Augenblicken,
Auf der Spitze einer Nadel! — —



Die Wolken

Ich habe euch immer geliebt,
Ihr Wolken des Himmels!
Gern wandre ich einsam
Auf weiter Heide,

Nachsinnend der Menschen Geschick
Und dem eignen Verhängnis,
Bei eurem Anblick,
Wechselnde Wolken. —
Wie ihr euch wandelt,
Ihr Wolken des Himmels,
So wandeln sich ewig
Der Menschen Geschicke
Je nach des Glückes
Launiger Sonne.

Schimmernd und heiter
Schwebt ihr in blauen,
Sonnigen Lüften
Wie holde Gedanken
Beseligter Liebe,
Grau und trübe
Verhüllt ihr der Sonne
Belebenden Lichtglanz.
Wie den umdüstern
Die trostlosen Träume,
Dem nichts geblieben
Als einsame Tränen.

Ihr sendet liebreich,
Selber zerschmelzend,
Befruchtenden Regen.
So, aus des Schmerzes
Vergehenden Spuren
Sprießen geläutert
Zu höherer Schönheit
Des Menschengemütes
Herrlichste Blumen.

Ihr Wolken des Himmels —
Heiter und rosig

Strahlt ihr am Morgen,
Und ach, so selten
Bringt uns der Mittag
Schöne Erfüllung,
Doch nach der Stürme
Grausigem Tosen
Und nach des Regens
Unsäglichen Fluten
Taucht euch des Abends
Versinkende Sonne
Schwindend noch einmal
In rosigen Schein —
Hoffnungsvoll deutend,
Daß hinter des Todes
Dunklem Verhängnis
Wohl noch ein schönerer
Morgen uns blüht.



Vergebens

Ein Edelstein funkelt
In Bergesklüften!
Ihn zu besitzen
Ist Reichtum und Macht!
Es blüht eine Blume
Auf weiter Heide,
Und wer sie findet,
Der ist beglückt!
Es singt ein Vogel
Im wilden Walde,
Unsagbar selig
Macht sein Gesang!
Es hasten und jagen
Viel ruhlose Menschen,

Durchschweifen die feuchten,
Finsteren Klüfte,
Steigen hinauf
Zu der eisigen Höhe,
Durchirren die wüste,
Wolkige Heide,
Und kämpfen mit Dornen
Im dunklen Walde,
Und sehnen sich suchend
Und sinken zu Boden,
Ach selten einer
Erreichet das Ziel.
Es muß ihm genügen
Ein fernes Blitzen,
Ein leiser Dufthauch
Vom Winde getragen,
Von fernem Singen
Verschwimmender Klang.
Sie verderben und sterben
Und sinken zu Boden,
Und neue treten
In ihre Lücke,
Um weiter zu kämpfen
Den ewigen Kampf! —



Goethe

Wem hold sind die Götter,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!
Es mühen sich manche
Und streben vergebens
Und nimmer erreichbar
In dämmernder Ferne

Sehen sie schimmern
Das goldene Ziel.
Doch er kommt geschritten,
Der Auserwählte,
Mit freiem Antlitz
Und leuchtender Stirne —
Ihm schließen die Knospen
Duftend sich auf,
Ihm neigt sich das Schönste
Lächelnd entgegen,
Und siegreich und heiter
Schreitet er aufwärts
Die leuchtende Bahn! —

Wem hold sind die Götter,
Dem blüht der Vollendung
Herrliche Blume!



Auf ewig

Ich weiß ein Grab, vergessen und allein —
Aus alter Zeit ist es zurückgeblieben —
Verwittert — moosbedeckt der schwere Stein.

Und eine Schrift ist in den Stein getrieben:
„Auf ewig ist dies Grab erkauft; und nimmer
Darf man es öffnen!“ also steht's geschrieben.

Ich fand es jüngst, als ich im Abendschimmer
Einherging träumend in der Stille dort,
Nachsinnend dem vergänglich eitlen Flimmer.

Der du da ruhst an dem vergeßnen Ort,
Muß noch dein Stein von deiner Torheit sagen?
Was dachtest du bei dem vermeßnen Wort?

Du wußtest doch, daß, wo nun Bäume ragen,
Einst Göttertempel schimmernd sind gestanden,
Bis sie ein Gottesblitz in Staub zerschlagen.

Gewalt'ge Städte, die in weiten Landen
Mit Ruhm geherrscht — sie sind dahingeschieden —
Es weiden Herden dort, wo sie verschwanden.

Und die geruht in mächt'gen Pyramiden,
In Sarkophagen, jene Königsleichen,
Wo sind sie hin?! Sie sind zerstreut hienieden.

Du dachtest wohl, dich würd' es nicht erreichen,
Und hast dein „Ewig" auf den Stein geschrieben,
Doch einem Samenkorne mußt' es weichen!

Ein Samenkorn, einst dort zurückgeblieben,
Hat zwischen Stein und Sockel leise nieder
Die Wurzeln in das feuchte Land getrieben.

Es wuchs empor und wiegte sein Gefieder,
Sein Blätterwerk, in den durchsonnten Lüften —
Es wuchs — und Frühling kam auf Frühling wieder.

Und Frühling kam und ging mit seinen Düften
Und nährt das Samenkorn zum Riesenbaume —
Vom Drang der Wurzeln muß der Stein zerklüften!

Halb abgewälzt liegt er am Grabessaume,
Und durch das „Ewig" ist ein Riß gesprungen.
So ging's zu Ende mit dem kurzen Traume.

Doch in den Zweigen hat es leis geklungen,
Als ich dort stand in sanfter Abendstunde,
Und flüsternd haben sie mir zugesungen:

„Auf ewig! armes Wort im Menschenmunde!"



Was bleibt?

Ach, was bleibt? — Ein kleiner Hügel,
Drüber hin mit leichtem Flügel
Froh ein Sommerfalter fliegt,
Und das Gras im Wind sich wiegt.
Eine Weile Angedenken
Mag man wohl dem Schläfer schenken;
Bald weiß niemand, wer da liegt.

Manche, die der Ruhm erhoben,
Hört man ein Jahrhundert loben
Oder ein Jahrtausend lang,
Bis auch sie die Zeit verschlang.
Die zum Höchsten einst erkoren —
Ihr Gedächtnis ging verloren,
Wie ein Lied im Wind verklang.

Fern noch ragen mächt'ge Gipfel
Als der Menschheit stolze Wipfel
Leuchtend aus dem Nebelmeer:
Alexander und Homer.
Aber jene Zeit wird kommen,
Da auch sie in Duft verschwommen,
Und es nennt sie keiner mehr.

Unterdes in ew'gen Kreisen
Und in altgewohnten Gleisen
Ihre Bahn die Erde geht,
Achtlos, was auf ihr besteht,
Achtlos auf der Menschheit Träume
Wandelt sie durch Welträume,
Bis auch sie in Staub verweht.



Der Schädel

Vor mir steht im Lampenschein
Eines Schädels Hohlgebein.
Nur noch schwarze Schatten träumen
In den leeren Augenräumen
Seines bleichen Angesichts.
Die einst hier den Tag getrunken,
Ach, verloschen sind die Funken,
Eine Welt ist hier versunken!
Und aus Höhlen, leer des Lichts,
Finster schaut ein totes Nichts!

Bleicher Schädel, lebensbar,
Künde mir, was einstmals war!
Standest du in schwarzen Locken?
Prangtest du in goldnen Flocken?
Trugst du einst ein flatternd Band?
Schmückte dich des Helmes Blinken?
Bunter Federn heitres Winken?
Drückten dich der Krone Zinken,
Eh' du kamst in jenes Land,
Draus den Rückweg keiner fand?

Bleicher Schädel, leer und hohl,
Höre meine Fragen wohl!
Welche waren die Gedanken,
Die von deinem Hirne tranken?
Suchtest du der Minne Sold?
Grubst du in der Weisheit Schränken?
Stand der Sinn dir nach den Schänken?
Ging auf edle Tat dein Denken?
Giertest du nach Ruhm und Gold? —
Alles ist dahingerollt!

Meinen Fragen hörest du
Mit dem bleichen Grinsen zu.
Deinen Kiefern schwand das Leben
Und du kannst nicht Antwort geben;
Aber was dein Grinsen sagt,
Dieses will ich treu berichten:
Grausam tödliche Geschichten
Von Verzichten und Vernichten,
Drob die Welt von Anfang klagt,
Und des Menschen Herz verzagt.

Menschenschicksal ist wie Glas,
Menschenglück wie Blum' und Gras.
Tückisch wogen Meeresfluten,
Gierig lauern Feuersgluten,
Und im Dunkeln wühlt's und webt.
Wo des Krieges Stürme fuhren,
Folgt die Pest den blut'gen Spuren;
Hungersnot verzehrt die Fluren! —
Selbst die feste Erde bebt
Und verschlingt, was liebt und lebt!

Menschenwert ist eitel Rauch.
Kennst du des Erobrers Brauch?
Eine Krone sieht er blinken
Und den Siegesapfel winken
An des Ruhmes stolzem Baum,
Und umjubelt von den Tröpfen,
Die aus seiner Gnade schöpfen,
Wirft er sich mit Menschenköpfen
Kühn herab den goldnen Traum —
Menschenwert ist eitel Schaum!

Und was nützt, daß einer lag
Im geschmückten Sarkophag?

Einstmals kommen sie in Scharen,
Wilde, plündernde Barbaren,
Gierig auf Geschmeid' und Gold.
Und die Beile hört man pochen,
Und die Ruhstatt wird erbrochen
Und man wühlt in Wust und Knochen!
In den Staub der Straßen rollt,
Dem man Ehrfurcht einst gezollt!

Ach, vielleicht in Jahr und Tag
Sieht ein Mensch von meinem Schlag
Meinen Schädel vor sich ragen,
Und er fragt ihn all die Fragen,
Die ich dir, du Schädel, tu'.
„Die einst hier den Tag getrunken,
Ach, verloschen sind die Funken!
Eine Welt ist hier versunken!" —
Und in stiller Todesruh'
Grins' ich ihm, wie du mir, zu! —



Der Zug des Todes

Über die Heide beim Morgengraun
Wandert ein Zug, gar seltsam zu schaun.

Voran der hagre Knochengesell:
Wie tönt seine Glocke hart und grell.

Sie schallt über Pfeifen- und Geigengetön
Und durch des Krieges Donnergedröhn.

Und wer sie hört, der muß hinteran,
Und sei es Kind, Greis, Weib oder Mann.

Ade, du rosiges Jungfräulein!
Du tanztest heute den letzten Reihn.

Nimm Abschied, du junger Kriegsgesell,
Es ist dir schon bereitet die Stell'.

Unschuldige Kinderlein ziehen voran,
Die Alten humpeln hinterdran.

Vorüber unabsehbar viel —
Sie wandern all nach einem Ziel.

Mit Augen groß und starr und weit —
Die schaun schon in die Ewigkeit.

Über die Heide beim Morgengraun
Wandert ein Zug gar seltsam zu schaun.

Er wandert, seit die Menschheit besteht,
Und wandern wird er, bis sie vergeht.

Bis einst die Glocke nicht mehr klingt,
Kein Baum mehr rauscht, kein Vogel singt.

Bis Erdenlust und Erdenleid
Versunken in die Ewigkeit.



Der Tod Moltkes

Es war sein Tag zu jeder Zeit
Der Arbeit und der Pflicht geweiht.

Des Abends dann an trautem Ort:
Ein Spiel, Musik, ein heitres Wort.

So lebte er schon manches Jahr,
Der Deutschlands größter Sieger war.

Ihn liebte Mann und Weib und Kind,
Der Tod selbst war ihm wohlgesinnt.

Ließ ihn sein letztes Tagwerk tun
Und winkte dann: „Nun komm, zu ruhn!“

Ihm ward erspart der Krankheit Not
Und aufrecht ging er in den Tod.

Der tat ihm an nicht Qual noch Schmerz,
Traf ihn gleich mitten in das Herz.

Er, der sich ganz der Pflicht geweiht,
Verlor mit Sterben keine Zeit.

Es ging der alte Siegesheld
Gar kurz und knapp aus dieser Welt.

Treu auf dem Posten bis zum Schluß,
Wie das ein echter Krieger muß.



Weltflucht

Wie ist mir verhaßt der häßliche Hader,
Das tosende Toben aller Parteien,
Das ewige zänkische Zeitungsgezeter,
Das krausverwirrte, trübe Gewäsch.
Mit schwarzem Pinsel malt jeder den andern
Und kleckst ihm Tintenkleckse ins Antlitz
Und schimpft ihn Verräter und Vaterlandsfeind.
Des Volkes Vorteil wahren nur wen'ge.
Doch alle schwören mit großem Geschrei:
Des Volkes Wohlfahrt, das sei ihr Wille.
Indessen streben entschlossene Streber,

Indessen jagen die Stellenjäger,
Und wo nur Verdienst und Vorteil sich findet,
Da wimmelt es gleich aus allen Winkeln,
Den gierig gefräßigen Ämsen vergleichbar,
Und zerrt sich die besten Bissen vom Munde
Und haut sich und hackt sich in häßlichem Hader,
Beutegierig wie bissige Geier!

Da möcht' ich wohl manchmal über des Meeres
Wallende Wogen weit mich wünschen,
Wo rings am Rande der weiten Prärien
Friedlich der Urwald rauscht in der Runde,
Und seiner ragenden Stämme Geäst
Sich spiegelt im Saume silberner Seen.
Dort fing' ich den Stör aus der frischen Feuchte
In der Barke aus Birkenborke gebaut,
Und den laichenden Lachs, wo durch die Lichtung
Rieselnd und rauschend rinnen die Bäche.
Dort jagt' ich den Hirsch und den hüpfenden Hasen,
Den braunen Bären, das bunte Birkhuhn,
Dort pflanzte ich Mais und milde Melonen,
Und was zur Nahrung noch nützlich und nötig,
Fruchtbäume auch, die fröhlich im Frühling
Mit lieblichem Leuchten das Blockhaus umblühn.
Des Abends dann wohl, wenn über des Waldes
Schlummernde Wipfel die Nacht herabsinkt,
Am lodernden Feuer läg' ich lässig
Auf selbst erbeuteter Haut des Bären.
Nach harter Arbeit hold mich zu ruhn,
Und freute mich froh des frommen Friedens
Und daß ich fern von Zank und Gezeter
Und Haß und Hader — behaglich und heiter
Ruhte am Busen der Mutter Natur.



Die Hoffnung

Ich zog mir Hoffnung, eine schöne Blume,
Und hegte sie gleich einem Heiligtume,
Versäumte nichts zu köstlichem Gedeihn
Durch Licht und Luft und milden Sonnenschein.

Sie wuchs empor in freudig grüner Fülle,
Und Blatt um Blatt entrollend aus der Hülle,
Trieb schwellend sie hervor in stolzer Kraft
Aus ihrem Kern den schlanken Blütenschaft.

Und leise schwillt's in knospendem Verkünden,
Von Tag zu Tag sich lieblicher zu ründen —
Schon rötet sich der Knospen zartes Grün —
In Freuden stand mein Herz: Bald soll sie blühn!

Da kam zur Nacht, — des muß ich ewig klagen! —
Ein blinder Wurm, sie gierig zu zernagen!
Nun ist es öde und ein Ort der Schmerzen,
Was mir so lieblich war in meinem Herzen!



Die Seifenblase

Die Seifenblase schimmert weiß zuerst.
Dies wandelt sich in Blau, das Blau in Purpur,
Das schöne Rot verschwimmt in Gold sodann,
Und dies verblaßt in Weiß. — Alsbald ein Zittern
Geht durch das zarte Rund und es zerplatzt! —

* * *

Der ersten Kindheit lämmerweiße Zeit
Entschwindet bald; es kommt das Knabenalter
Mit einer Welt voll blauer Wunderdinge
Und unbekannter Fernen. — Lieblich dann
Erschließt der Liebe selig Morgenrot
Dem Jüngling sich. — Doch strenger wird die Zeit:
Es muß der Mann im Kampf nach Golde ringen,
Bis er, ein Greis in weißem Silberhaar,
Zurücksinkt in die alte Kindlichkeit
Und dann ins Grab! —
Dies war es, was ich dachte,
Als jüngst mein Knabe Seifenblasen machte.



Das Ich

Ich lag zur Nacht vom Schlaf geflohn —
Die Mitternacht vorüber schon,
Es schlief die Welt — so stumm die Nacht,
Nur im Gebälk der Holzwurm wacht,
Knirscht hier und dort mit emſ'gem Nagen.
Von Zeit zu Zeit die Uhren schlagen,
Zuweilen rieselt von den Wänden,
Gelöst von unsichtbaren Händen
Der Kalkstaub nieder — alles nur,
Daß man die Stille hört in der Natur.
Ich lag und sann, und über mich
Da kam's mit einmal sonderlich,
Daß ich des Ichs mir ward bewußt,
Und seltsam schnürt es meine Brust,
Und wie ein Wunder fiel mir's ein
Das sonderbare Ding: Zu sein.
Daß ich hier lag und daß ich war,
Gar seltsam schien es mir fürwahr

Und daß ich mitten in die Welt
Nun grade so dahingestellt,
Daß mir auch nimmer blieb ein Schein,
Wie es denn sollte anders sein.
Mich faßt es wie ein Grauen schier —
So stand ich gleichsam außer mir,
Betrachtend das kuriose Ding,
Das als mein „Ich“ auf Erden ging.
Ein Sieden wühlt mir durch das Hirn
Und fiebernd pocht es in der Stirn —
Ich sah mich an der Schwelle stehn,
Wo wir das große Dunkel sehn,
An jenem unerforschten Pfad,
Den niemand lebend noch betrat.



Glocken — Kanonen — Glocken!

Die Zeit ist hart, verwüstet ist das Land!
Den Schrecken vor sich, hinter sich den Tod,
Durchzieht ein wechselvoller Krieg die Fluren!
Rauchsäulen Tags, des Nachts glutroter Schein
Verkünden seine grauenvolle Spur!
Die Zeit ist hart! Bedrückung, Not und Pest,
Und frecher Siegesübermut, das ganze,
Entsetzensvolle, gier'ge Kriegsgewürm
Saugt an des Landes Mark. Mit stillem Grollen
Erträgt's der Mann. Ein Gären schwer und heimlich,
Ein dumpfes Murren brodelt durch das Volk,
Und im Verborgnen schwillt und wächst empor —
Aus jeglicher Bedrückung neues Leben,
Aus jedem Unrecht frische Kräfte saugend —
Der wilde Drang, sich jählings zu befrein!

Und sieh, es kommt der Tag, wo allgewaltig
Die langverhaltne Glut zum Himmel braust!
Es kommt der Tag — mit todesmut'gem Jauchzen
Begrüßt — der goldne Tag, der alt und jung,
Den Knaben, der des Schwertes mächtig kaum,
Den Greisen auch, der dessen längst entwöhnt,
Zu einem wildersehnten Ziel vereint!
Das Land ist arm, zu lange sog sein Blut
Der Drache Krieg. Doch, was er übrig ließ,
Nun strömt's herbei aus den verborgnen Quellen:
Vererbter Schmuck, um den Erinnerungen
Wie Bienen summen! Tausend goldne Reifen
Für Eisenringe fröhlich ausgewechselt!
Holdsel'ge Jungfraun, deren einziger Schmuck
Die Tugend und die Schönheit nur — das Schönste,
Des schweren Goldhaars langgehegte Zier,
Mit Freudentränen bringen sie es dar!

Heut gilt nur das, was Waffen führt und schafft!
Das langgehegte Heil'ge wird vernichtet,
Um zu vernichten! Ja, des Friedens Glocken,
Sie rufen Mord und Brand durch alle Gauen,
Und nicht genug: da alles dient dem einen —
Herunter nur! — die Zeit ist schwer! Kanonen
Bedarf sie mehr als Glocken jetzt! Kanonen,
Die sprechen nun das Wort, das einzig gilt!

Und sieh, was eine tapfre Glocke ist,
Auch als Kanone tut sie ihre Pflicht:
Wie haben wacker sie gebrüllt — und Mord
Und Tod gespieen, und eher nicht geschwiegen,
Bis daß Viktoria rief ihr Donnermund,
Bis daß in seines eignen Landes Marken
Des Feindes wilde Macht zu Boden lag! —

Und Friede wird es nun! Ein teurer Friede,
Erkämpft mit letzter Kraft, mit bestem Blut! —
Doch weiter rinnt die Zeit! Sie kehrt das dunkle,
Das trauervolle Schwarz in heitre Töne,
Begrünt die Gräber, färbt mit Blumen sie,
Und fröhlich zieht der Landmann seine Furchen
Und singend streut er neues Leben aus,
Wo vor ihm rauh der blut'ge Tod gedüngt!

Und wieder Glocken braucht die Zeit! —
Zurück nun zu des Friedens Weihedienst,
In seine alten Formen strömet neu
Das fügsame Metall — und hoch vom Turm
In alle Lande dröhnet donnermächtig
Der neuerstand'nen Glocken Friedensklang:
„O möcht' es ewig Friede sein und bleiben!“



An Johannes Trojan

Wie hat Natur die Erde reich gemacht,
Besponnen sie mit Blumen und mit Grün
Und mit des Waldes zweigendem Geäst,
Die kahlen Felsen selbst mit Moos bemalt
Und buntgefärbten Flechten.
Alles rings
So reich und schön. Wohin das Auge dringt
Und liebend sich ins einzelne vertieft,
Erfreut es sich am holden Wechselspiele
Von Blüten und Geblätter.
Tausendfach,
Millionenfach verschieden Form und Farbe.
Wie zierlich schaun aus rispenreichem Gras
Die Mäulerchen, die Glöckchen und die Sterne!
Hier hält die eine Tellerchen empor

Wie bittend um der Sonne goldnen Schein,
Die andre trotzig, stachelzweigbewehrt,
Mit rotem Antlitz schaut aus dorn'ger Kappe!
Hier ist ein Goldschein in das Gras gefärbt
Und dort ein blaues Leuchten eingewoben
Und hier das Grün von Purpur überglüht!

Auf dunklen Wassern schwimmt's im Silberschein,
Und goldne Krönlein tauchen aus der Flut —
Es grünt am Grund mit zierlichem Gefieder
Und rauscht am Ufer federbuschgeschmückt!
Allüberall — selbst ödem Dünensand
Entringt sich froh ein strotzendes Geschlecht,
Und kluge Pflänzchen spinnen ihre Ranken,
Indes die Wurzel in der Tiefe saugt.

Vielfältig sind die einen ausgebreitet:
Wohin das Auge schaut, da nicken sie,
Doch einsam nur und selten blühn die andern.
Vielleicht in eines Tales stillem Grund,
Wohin dein Schritt sich träumerisch verlor,
Als wie ein Märchenwunder steht sie da,
Des holden Zaubers voll, die blaue Blume —
Bescheiden, fromm, der Schönheit unbewußt.

Solch eine Wunderblume kenn' ich wohl!
Sie blüht, wo zwei sich zueinander finden,
Verständnis zu Verständnis sich gesellt,
Und was im einen tönt, im andern klingt
Und widerhallt. Ach, seltner blüht sie wohl,
Als mancher weiß und denkt! —
Ein gut Gedeihn,
Das soll mein Wunsch für diese Blume sein! —



Lorbeer und Efeu

Der nach dem Lorbeer lebenslang gerungen,
Er starb dahin, bevor es ihm gelungen,
Vergebens war sein heißestes Bemühn.
Ein bald vergeßnes Grab in stiller Ecke,
Ein Eisenkreuz und eine Rasendecke,
Und drüberhin der Efeu still und grün.

Der Efeu steigt, das Eisen zu umspinnen
Und klettert auf, die Höhe zu gewinnen
So unablässig wie einst jener Mann,
Der seine Träume in die Lüfte baute
Und nie die liebliche Erfüllung schaute,
Vergeblich strebte, dichtete und sann.

Der Efeu wächst, nicht weiter kann er steigen,
Er tastet in die Luft mit seinen Zweigen
Und in die Runde geht er hoch und breit:
Wie eines Lorbeerbaumes stolze Krone,
So wölbt er sich dem, der da ruht, zum Lohne —
Ach, nur ein Lorbeer der Vergessenheit!



Fichtennadelduft

Durch schwülen Wald in Sommertagen
Wo der Pirol aus Wipfeln rief,
Sonst alles ruhte, alles schlief,
Da ging ich, wo man Holz geschlagen.
Der sommerlichen Sonne Gluten,
Sie senkten sich in goldnen Fluten
Hin auf den unbeschützten Grund —
Ein süßer Fichtennadelduft
Erfüllte rings die heiße Luft

Still brütend in der Lichtung Rund.
Und wie auf Schwingen fortgetragen
Hinflog mein Geist zu Wintertagen,
Wo in des Zimmers stillem Kreis
Der Tannenbaum die harz'gen Düfte
Haucht in die sanftdurchwärmten Lüfte,
Und Rauschgold knistert zart und leis.
Und meinen Busen fühlt' ich's dehnen,
Und mich befiel ein kindlich Sehnen
Nach dir, du holde Weihnachtzeit.
Was darf man in des Sommers Reichen
Wohl deinem stillen Glanz vergleichen
Und deiner trauten Heimlichkeit!

* * *

Die Zeit verging. — In Wintertagen
Da wurden Buden aufgeschlagen
Mit all dem sonderlichen Tand.
Das Wunder stieg vom Himmel wieder
Auf die verschneite Erde nieder —
Die heil'ge Weihnacht kam ins Land.
Es stand die schöngeschmückte Fichte
In farb'gem Glanz, in hellem Lichte,
Ein goldumglänzter Märchenbaum;
Doch, als der Zweige harz'ges Düften,
Nun schwebte in den warmen Lüften,
Kam's über mich gleich wie ein Traum.
Da ward mein Geist hinweggetragen
Zu glutgetränkten Sommertagen —
Ich hört' ihn rufen, den Pirol,
Und Vogelsang und blühnde Wälder,
Und grüne Wiesen, goldne Felder —
Ein Märchen schienen sie mir wohl. —
Und meinen Busen fühlt' ich's dehnen,
Und mich befiel ein tiefes Sehnen

Mit drängend lieblicher Gewalt,
Und als ein Glück, nicht auszusagen,
Erschien es mir: in Sommertagen
Zu wandern durch den grünen Wald!



Weißt du wohl noch?

Sei mir gegrüßt
Du süße Heimat!
Sei mir gegrüßt,
Ich habe dich wieder!
Viel schöner leuchtet
Am Himmel die Sonne,
Viel lustiger rauschen
Die schattenden Bäume,
Viel munterer plätschert
Die fließende Welle! —

Im weiten Lande
Verloren und einsam
War ich und traurig —
Du süße Heimat,
Ich habe dich wieder! —
Aus jedem Busch, von jedem Hügel
Grüßt mich Erinnerung
Und schaut mich an blauäugig
Aus Flüssen und Seen
Und lächelt mir zu und flüstert:
„Weißt du wohl noch?"
Und blickt voll Wehmut
Von blühenden Gräbern
Und nicket schmerzlich mir zu:
„Weißt du wohl noch!"



Nach dem Gewitter

Friede, Friede!
Golden versank die Sonne
Im rosigen Wolkenmeer. —
Hinter den Bergen,
Fern und ferner
Verhallt der Donner.
Rötlich glimmen
Die Häupter der Berge,
Doch im Tale schon
Sinken die Schatten.
So nach des Lebens
Streben und Ringen —
Wenn meine Stunde naht —
Möchte ich scheiden,
Wie dieser Tag —
Friedfertig —
Nach dem Zucken der Blitze
Und dem Rollen des Donners,
In den süßen Frieden der Nacht.

Tiefer und tiefer
Schwindet das Rot,
Es dunkeln die Berge —
Aus den schwarzen Tannenzacken
Steigt der Mond hervor
Über die träumende Welt.
Friede, Friede!



Pfingsten

Es sandte der Frühling, der frohe Geselle,
Viel lustige Boten, sein Kommen zu künden:
Die schimmernden Glöckchen im weißen Gewand,

Narzissen, Tazetten und Hyazinthen,
Leuchtende Krokus und liebliche Veilchen.
Erst rief die Meise an milden Tagen,
Dann lullte die Lerche in laueren Lüften,
Dann tönte so fröhlich des Finken Fanfare,
Und dann in wiegenden Wipfeln des Waldes
Da schlug die Amsel im Abendrot.
Sie riefen es alle: „Er kommt, er kommt!"
Und siehe er kam, der sonnige Sieger,
Zu Häupten die Wolke von schweifenden Schwalben,
Er kam, umklungen von Nachtigallchören,
Von Faltern umflattert, von Bienen umflogen,
Und Rosen trug er in seiner Rechten
Und liebliche Lilien in seiner Linken,
Maiblumen umblühten sein goldenes Haar.
Nun pflanzten wir auf die Fahnen des Sieges,
Die lustigen Büsche der leuchtenden Birke.
Es flattern und wehen die fliegenden Wimpel
Von hohen Gerüsten, Türmen und Toren.
Es kündet ihr Duften in dumpfen Kellern
Des frischen Frühlings fröhlichen Gruß.
Sie winken und wehen von Karren und Wagen,
Ja selbst der magere, mürrische Mietsgaul
Erhält zur Zierde ein grünes Zweiglein
Als frohes Zeichen der fröhlichen Zeit.
Nun strömt es hervor aus Straßen und Toren,
Wo Wiesen sich weiten, wo winket der Wald.
Die blühenden Mädchen, die Menschenblumen,
Leuchten im Grün mit lichten Gewändern,
Doch heller noch glänzen und rosiger glühen
Die lächelnden Augen, der liebliche Mund.
Ja selbst der vertrocknete, trübe Philister
Fühlet ein wenig von wirklicher Wonne!
Ihm fährt's in die Beine, er hüpft wie ein Böcklein
Und trällert ein Liedchen und trabt in die „Boomblut".

Doch andere wandern auf anderen Wegen,
Wo zwischen Bäumen und Blütengebüschen
Mit rötlichen Mauern der Dom emporragt
Und im Sonnenglanz, umschweift von Schwalben,
Hoch zum Himmel mit riesigem Finger
Hinaufzeigt, mächtig mahnend die Menschen.
Feierlich tönen die frommen Choräle,
Und der Orgel wundergewaltiges Dröhnen
Hinaus in die heitre, wonnige Welt.
Doch rings in der Runde in Blütengebüschen
Da jubeln und jauchzen die Nachtigallen.
Sie singen das Lied von Liebe und Leben,
Und alles mischt sich zu mächtigem Chore,
Das Frühlingsjauchzen, die frommen Gesänge.
Sie steigen vereinigt zur Höhe, zum Himmel,
Zum gütigen Gotte, der alles gegeben,
Zu ihm, dem herrlichen Herrscher der Welt!



Maitrank

Es rankt die Rebe am rauschenden Rheine,
Die Kräfte der Erde saugt sie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren,
Sie wendet und wandelt im Wechsel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüssigem Feuer,
Der Sonne Gleißen in glänzendes Gold,
Und füllt die Fässer mit feurigen Fluten,
Der sinkenden Sonne Abschiedsgeschenk.

Im dämmernden Walde mit süßen Düften
Wächst in der Wildnis ein zierliches Würzkraut,
Ein feines Pflänzlein, Waldmeister genannt.
Frühzeitige Düfte des frischen Frühlings,

Ein Waldeswürzhauch entströmet wohlig
Dem linden Kräutlein in lieblicher Kraft.

Es mischt nun der Meister mit weisem Maße
Das Gold des Herbstes zur Gabe des Frühlings,
Der Sonne Feuer zur Waldeswürze,
Daß lieblich vereint sich Anfang und Ende,
Das Sonnenentsproßne dem Schattenenttauchten,
Die duftende Milde der leuchtenden Macht.

O füllt mir den Becher mit funkelndem Feuer,
Füllt ihn zum Rande mit goldener Glut!
Bei seinen Düften gedenk' ich der Jugend,
Der längst entschwundenen, lieblichen Zeit,
Der guten Genossen, der goldenen Tage,
Denk' ich an Frühling und Frohsinn und Freiheit
Und lieblichen Mondschein und lächelnde Mädchen
Mit roten Rosen im goldnen Gelock.

O füllt mir noch einmal den funkelnden Becher!
Ihn bring' ich der Jugend, ihn bring' ich der Liebe,
Dem Schönen, dem Guten, dem heilig Hohen,
Was hold die Herzen der Edlen erhebt,
Ihn bring' ich dir, das du alles umschließest,
Dir, du mein deutsches Vaterland! —

Dir bring' ich den Trank vom rauschenden Rheine
Mit deines Waldes Düften gewürzt!



Der alte Mann

Sie nannten mich jüngst einen alten Mann.
Wie sich die Welt doch irren kann!
Der kahle Scheitel, das graue Haar,
Die machen das Alter nicht. Fürwahr!

Der ist nicht alt, dem jung das Herz
Mitfühlend pocht bei Ernst und Scherz,
Und dem's auf dieser schönen Welt
So ganz besonders gut gefällt.

Den, wenn der Frühling sich erneut,
Noch jede junge Blume freut,
Dem jedes kleinen Vogels Sang
Ein Freudenlied, ein Feierklang.

Wem alles noch den Sinn bewegt,
Dafür das Herz der Jugend schlägt,
Und sollt es eine Torheit sein,
Den quält noch nicht des Alters Pein!

Und wer noch froh im Sonnenbrand
Hinwandern kann durchs deutsche Land
Vom Morgen- bis zum Abendrot,
Den plagt noch nicht des Alters Not!

Da kenn' ich andre, sind zwanzig Jahr,
Die haben inwendig weißes Haar.
Sie sagen: Das Leben ist nichts nutz,
Und sehen überall nur Schmutz.

Sie sagen: Alles ist nur Schein!
Das beste wär' es, nicht zu sein!
Müd' und blasiert ist ihr Gesicht —
So alt werd' ich im Leben nicht!



Der letzte Garten

In Gesundheit und Jugendkraft
Hab' ich bis nun gewirkt und geschafft,
Doch manchmal naht schon ein Bote.

Dann hör' ich von weit,
Wie Rauschen der Zeit,
Eine summende Orgelnote.

Dann ist mir, als ob ich schon näher seh'
Die finstre, alte Fichtenallee
Und die düster drohende Pforte.
Sie führt hinein
Durch Eisen und Stein
Nach einem stillen Orte.

Der letzte Garten wird er genannt.
Er liegt so fern und abgewandt
Allem Drängen und Tosen.
Aus seinem Grün
Wachsen und blühn
Dunkle Zypressen und Rosen.

Dort wohnt ein friedlicher Gärtnersmann,
Der trefflich graben und pflanzen kann,
Der hat viel tausend Beete.
Groß und auch klein
Pflanzt er dort ein
Und begießt sie mit Lethe.

Dort auch singen die Vögel im Mai:
Wie Leben und Lieben so lustig sei —
Es ist gar laut zu hören!
Doch, wer da ruht,
Der schläft so gut,
Den wird es nimmermehr stören!



Das alte Lied

Meine Mutter hat gesungen
Ein altes, liebes Lied —

Das ist mir nachgeklungen
Und liegt mir im Gemüt.

Wie Freuden und wie Leiden,
Wie alles muß vergehn,
Vom Scheiden und vom Meiden
Und frohem Wiedersehn.

Ich war ein kleiner Knabe,
Als mir das Lied erklang —
Nun liegt sie längst im Grabe,
Die jene Weise sang.

Doch wenn das Heer der Sterne
Am Abend aufwärts zieht,
Da tönt es ganz von ferne
Das alte, liebe Lied.



Das Mutterherz

(Nach dem Französischen)

Und liebst du wirklich mich so sehr,
Wie du mir schwörst all Stund' —
Bring deiner Mutter Herz mir her
Und gib es meinem Hund!

Trüb und verworren war sein Sinn —
Das Herz schnitt er heraus.
Doch als er lief, da fiel er hin
Vor seiner Liebsten Haus.

Als er das Herz nun rollen sah
Über den Sand geschwind,

Mit sanfter Stimme sprach es da:
Tatst du dir weh, mein Kind?



Die Waise

Was sinnst du, kleines Mädchen?
Ich bin so ganz allein.
Wo ist denn deine Mutter?
Sie liegt schon unterm Stein.

Was horchst du in die Ferne?
Hört Ihr denn nicht das Lied?
Ich hör' ein Bienensummen,
Das durch die Wipfel zieht.

O, lieber Herr, seid stille,
Daß Ihr das Lied nicht stört!
Meine Mutter singt im Grabe:
Ich hab's schon oft gehört.



Fortunat

Frau Fortuna kommt von oben
Morgenschön und lächelt heiter!
Tausend Hände, wunscherhoben,
Ihr entgegen flehn um Segen!
Aber achtlos rollt sie weiter.

Liegt ein junges Blut am Raine
Schlafend ohne Sorg' im Herzen,
Und das Füllhorn, ihm alleine
Hold sich neigend, Gunst bezeigend,
Senkt sie im Vorüberscherzen!

Tausend hoffen, tausend klagen!
Glücklich wird der achtlos eine!
Weiter schwebt sie, hauchgetragen,
Still verglimmend und verschwimmend
In dem goldnen Morgenscheine!



Der Krieg

Umrankt vom Rosenlaube
Ruht eines Kriegers Bild —
Es nistet eine Taube
In seinem Marmorschild.

Die Schmetterlinge fliegen
Um seines Helmes Zier —
Die schlanken Schwalben wiegen
Sich um das Kriegspanier.

Die Sonne glänzet heiter,
Es blinkt des Schwertes Knauf —
O schlummre ruhig weiter
Und wache niemals auf!



Der Waldsee

O unergründlich tiefer Waldsee du,
Wie künd' ich deinen Zauber nur?
Du schaust zum Himmel auf in stiller Ruh',
Ein schwarzes Auge der Natur.

Es spiegeln sich in deinem feuchten Grund
Die Wolken fern am Himmelszelt,

Als würden dir in tiefster Seele kund
Die Träume einer bessern Welt.

So schaut, wen Gott zum höchsten Dienst berief,
Und also stumm beredsam schweigt
Des Sehers Auge, das gedankentief
Den Abglanz hoher Träume zeigt!



Glaube — Liebe — Hoffnung

Hast du Glauben, bist du stark,
Wohl bewehrt und gut beraten:
Fester Glaube ist das Mark
Und die Seele aller Taten.
Er nur führt zur Heldenschaft —
Er nur kann die Drachen zwingen —
Glaube nur an deine Kraft,
Und du wirst den Sieg erringen!

Hast du Liebe — gib sie gern,
Gib sie jenen, die im Dunkeln
Sehn des Glückes goldnen Stern,
Fern und unerreichbar funkeln.
Send in ihre Nacht hinein
Tröstend einen Strahl des Holden —
So ein wenig Sonnenschein
Kann viel trübe Zeit vergolden.

Hast du Hoffnung — bist du reich,
Reich in jenem Land der Feen,
Wo die Lüfte mild und weich
Um die Märchenschlösser wehen.

Denn du weißt: in kurzer Frist
Kommt das Glück, dich neu beseelend —
Nur, wer ohne Hoffnung ist,
Der ist wirklich arm und elend!



Die Liebe höret nimmer auf

Es ist kein Tal so wüst und leer,
Drin nicht ein Blümchen blühet,
Und keine Nacht so wolkenschwer,
Drin nicht ein Sternlein glühet.

Es ist kein Menschenherz so tief
Versenget und versunken,
Daß nicht in seiner Asche schlief',
Der ew'gen Liebe Funken!



Der Abendtau — es sind die Tränen ...

Der Abendtau — es sind die Tränen,
Still nachgeweint dem schönen Tag,
Der Morgentau — die Freudentränen,
Die ihn begrüßen, wird er wach.

Sie fließen beid' aus einer Quelle:
Für höchste Lust, für tiefsten Schmerz,
Für nächtlich Dunkel — sonn'ge Helle —
Hat einen Ausdruck nur das Herz.



Was fühlst du in den Frühlingstagen ...

Was fühlst du in den Frühlingstagen
Den Schmerz im Herzen doppelt glühn?
Es kann die Welt nicht mit dir klagen,
Sie hat nicht Zeit, sie hat zu blühn!

Und hast du Trübsal zu verwinden,
Geh nicht zu Glücklichen im Leid,
Du wirst dich doppelt einsam finden —
Zur Trauer hat das Glück nicht Zeit!



Sonnenblick

Du streiftest meine Bahn mit goldner Spur;
Es liegt ein Schimmer über jenen Tagen!
So hebt ein Sonnenstreif aus schatt'ger Flur
Ein goldnes Grün und läßt es schimmernd sagen:
Das schöne Glück, ein Lichtblick ist es nur —
Viel Schatten mußt du seinetwegen tragen.



Blüten und Früchte

Überfluß der jungen Kräfte
Bei des Lebens holdem Drang,
Vollgefühl gesunder Säfte
Schafft der Jugend Überschwang. —

Wollt ihr danach schon bemessen,
Wie die Frucht gerät am Ziel —

Ach, so wollet nicht vergessen:
Wurm und Sturm vernichten viel.



Rosen und Dornen

Dornen gab es auch in Frühlingstagen,
Doch man achtete sie wohl nicht sehr:
Schöne Rosen haben sie getragen. —

Grün und Blüten, Glauben, Hoffen, Lieben
Nahm der Herbst, die Rosen blühn nicht mehr,
Aber ach, die Dornen sind geblieben.



Zweifel

Ob ich dich finde, du mein Traum,
Auf meines Lebens Höhn,
Ob ich dich finde? — Ich glaub' es kaum . . .
Es wäre viel zu schön!



Der Einsame

Arm und freundlos und verlassen
Bring' ich meine Tage hin,
Ohne Lieben, ohne Hassen,
Ohn' Verlieren, ohn' Gewinn.

Leid und Wonne, Lust und Plage,
Ew'ges Welteneinerlei —

An der Insel meiner Tage
Strömt es ohne Spur vorbei.

Ein erstorbner Ast am Baume,
Den der Frühling nicht belebt,
Schwind' ich hin in dumpfem Traume,
Undurchglüht und undurchbebt.

Ohne Lieben, ohne Hassen,
Ohn' Verlieren, ohn' Gewinn!
Arm und freundlos und verlassen
Bring' ich meine Tage hin!



Weltlauf

Man denkt wohl hin und her:
Manches könnt' besser sein;
Dies zu leicht — das zu schwer —
Groß oder klein.

Manchmal zu still die Welt,
Manchmal zu toll —
Manchmal fehlt Gut und Geld —
Nichts geht, wie's soll:

Durst und kein Tropfen Wein —
Käs und kein Brot —
Zahnschmerz und Liebespein —
Überdruß — Not!

Dieser wird wild darob,
Strampelt und schreit;
Wird wie ein Wütrich grob —
Schafft sich nur Leid.

Jener, der winselt drum,
Jammert und ächzt,
Weint viele Tränen drum,
Seufzt Tag und Nacht.

Und die Welt, wie sie will,
Geht ihren Lauf —
Hält sie kein Toben still,
Weinen nicht auf.

Was man nicht ändern kann,
Wie es auch zwickt —
Der ist am besten dran,
Der sich drein schickt!



III

Aus sonnigen Tagen

Aus sonnigen Tagen

Blumen, die einst duftend glühten,
Saiten, die einst voll erklangen.
Und die Blumen, sie verblühten,
Und die Saiten, sie zersprangen.

Heimlich ist's im trauten Zimmer
Bei der Lampe sanftem Scheine,
Wenn da draußen Wintersturm tobt.
Horchend auf sein wildes Brausen,
Auf das Heulen im Kamine,
Auf den Regen, der ans Glas schlägt,
Auf sein Rauschen und sein klingend
Tropfen in der Wasserrinne,
Drück' ich tiefer mich behaglich
In den sichern, wohlvertrauten,
Altersbraunen Lehnstuhl. — Träumend
Blaue Wölkchen von mir blasend,
Denk' ich gern dann hellen Frühlings,
Denk' ich gern des lichten Sommers,
Denk' ich gern der längst entschwundnen,
Sonnbeglänzten Jugendzeiten.
Wie ein Hauch aus wunderschönen,
Unerreichbar fernen Gärten
Weht's mich an, ein märchenhafter
Duft verlornen Paradieses.
Und Erinnrung um Erinnrung
Steigt empor und schwebt vorüber;
Schaut mich an mit sanften, blauen

Träumerischen Sehnsuchtsaugen,
Schaut mich an und schwebt vorüber.

* * *

Sonnenschein und Waldesrauschen —
Und mir ist, als hört' ich jenes
Silbern fröhliche Gelächter,
Das mir einst das Herz bewegte —
Sonn'ge Tage — milde leuchtet
Ihr in der Erinnrung Mondlicht.

Waren beide fast noch Kinder:
Du ein schlankes, zierlich leichtes,
Lieblich Mädchen — schelmisch ernsthaft,
Eine frische Blütenknospe
Sich im Sonnenschein entfaltend —
Ich ein langgewachs'ner, blasser,
Sonderbarer, stiller Träumer,
Bald voll trotz'gen Übermutes,
Bald voll Weichheit, zaghaft schüchtern,
Mir und anderen ein Rätsel.
Aber wir verstanden uns, wenn
Wir im Wald am Lieblingsplätzchen
Auf dem moosbewachs'nen Steine
Zwischen Gras und Blumen saßen,
Und ich Märchen dir erzählte,
Bunte, wunderbare Märchen:
Von den kleinen, grauen Zwergen,
Die in Felsenspalten nisten,
Und von zierlich leichten Elfen,
Die in Blumenkelchen wohnen. —
Oder, wenn von hohem Berge
Wir in weite Lande schauten,
Über Wiesen, Berg und Wälder
Luft'ge Reisepläne spannen —

Damals wähnten hinter jedem
Berg ein wunderschönes Tal wir,
Und gar herrlich war die schöne
Welt, die wir nicht kannten. — Damals! —

* * *

Nimmer gab es schönren Frühling,
Nimmer segensreichren Sommer,
Nimmer süßre Frucht im Herbste,
Nie im Winter trautren Abend,
Als seit jenem schönen Tage,
Da das blondgelockte Bäschen
Eintrat in das stille Pfarrhaus.
Damals freilich warst du traurig
In dem schwarzen Trauerkleidchen,
Traurig um die liebe Mutter,
Die du eben erst verloren —
Jugendschmerz, du Frühlingswolke,
Die — ein Schatten — übers Tal huscht —
Und die Sonne leuchtet wieder!

Und du wurdest unsres stillen
Hauses lichte Frühlingssonne.
Lächelnd klopft der ernste, strenge
Vater deine rote Wange,
Kamst du wild dahergesprungen,
Daß die Locken dir im Winde
Flatterten. „Du kleine Hummel!“
Sprach er liebreich. Meine Mutter,
Deine Mutter nun, erfreute
Sich der holden, kleinen Tochter.
Ich, der einsam aufgewachsen,
Träume und Gedanken hegend,
Liebte dich wie eine Schwester,
Du Gefährtin meiner Tage.

Ach, vermöcht' ich dieser schönen
Zeiten Klang und Duft und Farbe
Diesem Liede einzuhauchen:
Wunderbare Klänge würden's,
Sehnsuchtsvolle Sangakkorde
Von den Wonnen meiner Jugend,
Von des Lebens Frühlingsschönheit.
Von dem Duft verklungner Tage.

Eines Tags muß ich gedenken:
Schöner leuchtet er vor allen,
Wie im Blumenstrauß die Rose,
Wie der Mond scheint zwischen Sternen. —
Sommer war's — ein Sommersonntag —
Rings im glühnden Sonnendufte
Lag die Welt — blaßblau verschwommen
Zogen fern die Hügelketten.
Doch im Wald, wo wir selbander
Jenen Felsenweg erstiegen,
Kühl und schattig war's; der Sonne
Lichter flirrten auf den Steinen.
Nebenher, dem Weg entgegen
Kam das Bächlein angesprungen —
Neckisch zwischen moos'gen Trümmern
Sich verkriechend; — schelmisch blitzt es
Dann hervor — in hundert Wellchen
Sprudelt's über unsern Pfad hin,
Plätschert lustig dann zur Seite —
Gurgelnd in den Felsenritzen.
Farrenkraut grüngolden glänzte,
Helle Wassertropfen tragend
Auf dem zierlichen Gefieder,
Und es standen dort im wirren
Feuchtbemoosten Steingetrümmer
Rote Himbeern süß und duftig. —

Saßen dort und pflückten scherzend;
Und ich war beim raschen Pflücken
Froh der lieblichen Berührung
Deiner Hände, wenn im Haschen
Nach den schönsten Früchten beide
Wir nach einer Beere griffen —
Und du drohtest dann so schelmisch
Lächelnd mir mit deinem Finger. —

Weiter stiegen wir zum Gipfel,
Weiter zu dem Lieblingsplätzchen,
Zu der Lichtung auf der Höhe,
Wo man tief hinab ins stille
Wipfelmeer des Waldtals schaute.
War es doch zum letzten Male,
Und für mich ein Gang zum Abschied;
Denn hinaus ins Leben sollt' ich,
Dort den alten Kampf zu kämpfen.
Und wir saßen nun im Schatten,
Niederschauend auf das Waldtal
Und auf jene fernen dunklen
Waldeshöhen, die in mattem
Blauem Dämmerdufte lagen.
Alles still — kein Blatt im Walde
Regt sich — nur ein fernes Hallen
Schallt zuweilen durch das Waldtal,
Und in unsrer Füße Spuren
Leise knisternd steht das Gras auf.
Schwüle schwebt mit schweren Schwingen
Über Berg und Tal, wie jene
Weihe, die in weiten Kreisen
Unter weißen Wolken hinschwimmt
Und zuweilen aus der Höhe
Beutegierig schrillend aufschreit.
Beide waren wir verstummet,

Gleich als drückt' auch uns die Schwüle.
Deinen zarten Fingern folgt' ich,
Wie du zierlich bunte Blumen
Zu des Kranzes Ründung bandest,
Wie du dann in deine Locken
Jenen Blumenreif gewunden.
Schmetterlinge, schmeichlerische
Blumengaukler, schwebten lautlos
Über dir und um dich; einer
Senkte sich auf deines Kleides
Spitzenrand, der sich beim Atmen
Leise hob und senkte — wähnen
Mocht' er wohl, auf einer Blume
Säß' er — faltet seine Flügel,
Breitet, plättet sie behaglich. —
Wie ein Märchen überkommt's mich!
Saßest du nicht dort im lichten
Kleid wie eine Fee des Waldes?
Müßte jetzo nicht das weiße
Rehlein mit dem Goldgehörne
Aus dem Walde zierlich treten
Und vor seiner Königin hinknien?
Müßte nicht die wilde Weihe
Hast'gen Flugs sich niedersenken,
Friedlich ihren Kopf zu legen
In den Schoß dir, ihrer Herrin?
Müßten nicht der kleinen Vögel
Bunte Scharen dich umflattern,
Singen, wie du winkest, oder
Schweigen, deinem Wink gehorsam? —
Doch du lachtest mir ins Antlitz:
„Ei was siehst du so verwundert,
Schaust mich an mit großen Augen? —
Aber horch! — es donnert! — Hörst du?"
Und es klang wie ein Gemurmel

Ferner, dumpfer Riesenstimmen
In den Bergen leise grollend.
Langsam stieg das schwere, dunkle,
Drohende Gewölk am Himmel,
Und zuweilen — wie ein Atmen
Aus beklommner Brust — ein Windhauch
Wogte durch die Waldesmassen.
Ferne waren wir der Wohnung;
Doch im Wald am Felsenvorsprung,
Wo man in das enge Tal schaut,
Drin das Dörfchen friedlich ruhet,
Bot ein grauer, trümmerhafter,
Alter Wartturm uns ein Obdach.
Dorthin eilten wir geschwinde
Zwischen mächt'gem Felsgetrümmer,
Unter dunklen, riesenhaften,
Alten Fichten, die des Berges
Scheitel kränzen. Mächt'ge Stämme
Hatte einst der Sturm entwurzelt;
Diese hatten niederkrachend
Schwächre mit sich umgerissen;
Lagen dort und streckten mächt'gen
Krallen gleich die Wurzeln aufwärts.
Manche trugen fest umklammert
Felsenblöcke, wie im Krampfe
Angepackt, um nicht zu stürzen,
Durch der Stämme wildes Wirrsal,
Durch das rauhe Felsgeklüfte
Eilten wir. Ich führend, stützend,
Half dir hier den Fels erklimmen,
Fing dich dort mit meinen Armen.
Horch! da geht ein mächtig Rauschen
Weitersausend durch die Zweige,
Und gewaltig rollt der Donner
Widerhallend in den Gründen.

Doch es leuchtet schon der Himmel
Durch der grauen Stämme Ragen,
Und als schwer die ersten Tropfen
Einzeln aus den dunklen Wolken
Niederfielen, waren dort wir,
Wo der Felsenturm emporragt.
Aus der hohen Fensteröffnung
War ein Strauch hervorgewachsen;
Den erfassend stiegen beide
Wir empor, denn ganz verschüttet
Und verwachsen war der Eingang.
Saßen dann im Fensterbogen,
Schauten freudig atmend nieder
Auf das Tal zu unsern Füßen,
Auf das freundlich stille Dörfchen,
Das im Regenschleier dalag.
Mächtig brauste nun der Sturmwind,
Niederprasselte der Regen,
Zuckt' der Feuerblick des Blitzes,
Und des Donners urgewalt'ge
Riesenstimme rollte dröhnend,
Krachend, über unser Haupt hin.
Doch wir saßen friedlich sicher,
Und du schautest mir ins Auge
Still und ruhig, da ich fragte:
„Hast du Furcht auch?“ Warst nicht furchtsam.
Aber näher rückt der Wolken
Feuerkampf, und Blitz auf Blitzen
Fährt im Zickzack hin und wieder.
Scharfes Krachen — dumpfes Rollen!
Blitz und Schlag in kurzem Zeitraum!
Doch du sahest still, die Hände
Friedlich auf dem Schoß gefaltet,
In den grausen Kampf der Wolken.
Da — wie eine blendend helle

Weiße Feuerkugel — plötzlich —
Blitz und Krach — in einen mächt'gen
Alten Fichtenbaum am Abhang —
Stürzt es schmetternd vor uns nieder!
Bebend zucktest du zusammen,
Drängtest dich an meine Seite,
Daß ich schnell den Arm um deine
Schlanke zitternde Gestalt schlang,
Daß dein Köpfchen still an meine
Brust sank, daß die blonden Locken
Über meine Schultern fielen. —

Doch die Wut der Elemente
Schien erschöpft nun. Schwächre Schläge
Hallten wider in den Gründen,
Bis es endlich fast verstummte,
Und es klang wie ein Gemurmel
Ferner, dumpfer Riesenstimmen
In den Bergen leise grollend.
Leiser strömte nun der Regen,
Heller wurde es im Westen
Vor uns, bis die goldne Sonne
Siegreich vortrat aus den Wolken,
Durch den Regen, der vertropfte,
Sendend ihre Friedensstrahlen.
Und du hobst den Kopf, der immer
Noch an meinem Busen ruhte,
Schautest freundlich mir ins Auge,
Daß mein Herz vor Liebe bebte.
Und ich beugte mich hernieder
Leise küssend deine Lippen.
Doch du schautest fast verwundert,
Sprachst kein Wort und wurdest rot nur,
Löstest dich aus meinen Armen,
Rücktest weiter, schautest sinnend

Stille in das Tal hernieder.
Und ich wagte nicht zu sprechen,
Wagte nicht dich anzurühren —
Schüchtern ist die junge Liebe.

Alles war nun still geworden.
Nur zuweilen von den Zweigen
Tropft es langsam, und im Tale
Rauscht der Bach, vom starken Regen
Angeschwollen, durch die Stille.
Schweigend stiegen wir hernieder,
Waren viel zu voll die Herzen.
Doch der Weg war nun ein Bette
Brausend stürzender Gewässer,
Und wir mußten an dem Abhang
Niederklettern in den Talgrund.
Und mit sel'gem Beben fühlt' ich
Jenen sanften Druck der Hände,
Wenn von Felsen ich zu Felsen
Dich beim Abwärtssteigen stützte.
Schweigend stiegen wir hernieder,
Waren viel zu voll die Herzen.

* * *

Scheiden, deine grimmen Qualen
Gab der andre Tag zu kosten.
Leeren mußt' ich jenen schmerzlich
Bittren Becher bis zum Grunde.
Meines Vaters stumm verhaltner
Gram, der lieben Mutter Tränen —
Ach es war der erste herbe
Große Schmerz der jungen Seele.
Tränen sah ich auch in deinen
Schönen Augen, und als beide

Wir einmal allein im Zimmer,
Standest du mit einmal vor mir,
Botest mit geschloßnen Augen
Flüchtig mir den Mund zum Kusse,
Eiltest schnell dann aus dem Zimmer,
Dich verbergend bis zur Abfahrt.
Und hinaus ins bunte Leben
Rollt' ich — Abschied war's für immer. —

* * *

Niemals sah ich je dich wieder,
Niemals lachte mir dein Auge,
Niemals hört' ich deine sanfte,
Liebevolle Stimme wieder.
Ferne war ich lange Jahre,
Dein gedenkend voller Liebe —
Dein gedenkend voller Sehnsucht.
Doch du warst ein fröhlich junges
Kind von leichtbewegtem Herzen,
Und es war wohl nimmer Liebe,
Da du mich so bald vergessen,
Jenem Manne zu gehören,
Der um deine Hand geworben,
Der mit dir ist fortgezogen.

* * *

Heimlich ist's im trauten Zimmer
Bei der Lampe sanftem Scheine,
Wenn da draußen Wintersturm tobt.
Horchend auf sein wildes Brausen,
Auf das Heulen im Kamine,
Auf den Regen, der ans Glas schlägt,
Auf sein Rauschen und sein klingend
Tropfen in der Wasserrinne,

Drück' ich tiefer mich behaglich
In den sichren, wohlvertrauten,
Altersbraunen Lehnstuhl. — Träumend
Blaue Wölkchen von mir blasend,
Denk' ich gern dann hellen Frühlings,
Denk' ich gern des lichten Sommers,
Denk' ich gern der längst entschwundnen,
Sonnbeglänzten Jugendzeiten.
Wie ein Hauch aus wunderschönen,
Unerreichbar fernen Gärten
Weht's mich an — ein märchenhafter
Duft verlornen Paradieses.



IV

Lieder

Kreislauf

Wenn im März die erste Lerche singt —
O wie hold verheißungsvoll das klingt!

Horch! die Nachtigall im Rosenhag —
O wie golden bist du, Frühlingstag!

Der Pirol ruft aus dem Kirschenbaum —
Sommer ist's und war doch Frühling kaum.

Ach wie bald weht Herbstresedaduft,
Und der Kranich ruft aus hoher Luft.

Nur ein Weilchen noch, dann starrt der See,
Und die Krähen krächzen überm Schnee!

O wie hold verheißungsvoll das klingt,
Wenn im März die erste Lerche singt!



Frühlingsahnung

Horch, im Ohr ein heimlich holdes Klingen,
Wie von fernem Frühlingslerchensingen. —
Ahnungsvoll durchschwebt die stille Luft
Süßer Frühlingsmaienglockenduft. —

Und verwundert schau' ich in die Weiten,
Wo die Schneegefilde kalt sich breiten! —
Ach, der Frühling ist ja noch so weit!
Kommst du jemals wieder, goldne Zeit?!



Die Meise

Kopfüber, kopfunter, zweigab und zweigauf!
Ein lustiges kleines Ding,
Und immer geschwätzig und flink,
Und immer obenauf!

Denn ob die ganze Welt vereist,
Sie findet den Tisch gedeckt:
Hier wird ein Körnchen geschleckt,
Und dort ein Püppchen verspeist.

„Zizidä, zizidä! Der Frühling ist da!"
So ruft sie im knospenden Wald,
Und wehn auch die Winde noch kalt:
Sie weiß es, glaubt es nur ja!

Sie hat in das Herz der Knospe gesehn,
In die Wiege von Blumen und Grün,
Sie weiß: Bald wird es nun blühn,
Und die Welt in Veilchen stehn.



Im Vorfrühling

Im März ein Sonnentag,
Verheißungsvoll und schön,
Die Luft voll Amselschlag
Und lieblichem Getön.

Noch zeiget keine Spur
Von Grün und Blumen sich,
Und auf des Waldes Flur
Nur Laub, das längst verblich.

Doch weht so ahnungsreich
Die milde Sonnenluft,
Und auf dem Baumgezweig
Liegt's wie ein zarter Duft.

Noch schläft die Welt gelind,
Doch regt sie sich schon still,
Gleich einem Wiegenkind,
Wenn es erwachen will.



Im März

Nun im März
Hoff', mein Herz!
Horch! es regt sich in den Lüften,
Und ein ahnungsreiches Düften
Weht im Garten.
Kaum erwarten
Kann ich, was die Tage bringen.
Hörst du nicht? Die Lerchen singen!

Junges Blühn!
Frühes Grün!
Überall ein keimend Regen,
Stilles, heimliches Bewegen;
Säfte quellen,
Knospen schwellen:
Nur ein wenig stilles Warten,
Und die Veilchen blühn im Garten!



Der frühe Schmetterling

Kleiner goldner Schmetterling,
Ach, du kamst so früh heraus
Und nun irrst du, armes Ding,
In die leere Welt hinaus.

Keine Blume kam hervor,
Und kein Glöckchen läßt sich sehn —
Schmetterling, du armer Tor,
Du mußt untergehn.

Und ich schaute unverwandt,
Wie er schwankte, suchend irr,
Bis sein goldner Schimmer schwand
In dem öden Zweiggewirr.



Die Amsel

Wie tönt an Frühlingstagen
So schwermutreich und hold
Der Amsel lautes Schlagen
Ins stille Abendgold.

Es schimmert an den Zweigen
Ein zartverhülltes Grün,
Die jungen Säfte steigen
Und es beginnt zu blühn.

Doch nicht mit Jubeltönen,
Begrüßt die Amsel nun
Die Tage, jene schönen,
Die in der Zukunft ruhn.

Es klingt wie Leides Ahnung,
Sie singt im schwarzen Kleid
Schon jetzt die trübe Mahnung:
Wie kurz die schöne Zeit.



Frühlingsstille

Die Abendröte, sanft entglommen,
Scheint durch der Zweige leichtes Grün.
Noch ist die Stunde nicht gekommen,
Doch ist sie nah: bald soll es blühn!

Und wie in Ahnung still versunken
Des Glückes, das sich niederneigt,
Von jungen Säften vollgetrunken
Ruht alles — knospet nur und schweigt.

Das ist die Stille, draus gewaltig
Der Frühlingsjubel schwellen soll.
Die Fülle ist's, die vielgestaltig
In Blüten überquellen soll.

Du gehst, in stillen Traum versunken,
Du Holde, durch das junge Grün . . .
Auch deine Seele hat getrunken
Vom Zaubertrank — bald soll sie blühn!

Noch weißt du kaum, was still und mächtig
Durch deine Seele knospend geht,
Bis daß auch sie einst wunderprächtig
In glutenvoller Blüte steht.



Im Frühling 1867

Mit Veilchen

Die armen Veilchen klagen
Und sehnen sich nach Licht.
In diesen grauen Tagen
Schaun sie die Sonne nicht.

Ihr kleinen Frühlingsblüten,
Seid froh und unverzagt!
Ich will es euch vergüten,
Was euch der Lenz versagt.

Von allen, die da lachten,
Von allen Augen braun,
Da sollen euch betrachten
Die schönsten, die zu schaun.

Ihr werdet nimmer klagen,
Bei dieser Augen Licht,
Ihr werdet nimmer sagen:
Wir sahn die Sonne nicht.



Veilchen

Veilchen — in den lauen Lüften
Macht ihr mir das Herz so weit —
Süß erinnrungsvolles Düften,
Du gemahnst mich alter Zeit!

Schmeichelnd weht mir, duftgetragen,
Holde Kunde ins Gemüt
Von den schönen, blauen Tagen,
Da mein Herz mit euch geblüht!



Du ahnst es nicht

Mein Blick ruht gern auf dir
Du Mädchenangesicht,
Weil du so lieblich bist
Und ahnst es nicht.

Wie in der Frühlingsluft
Das Veilchen Düfte haucht,
Ist in der Anmut Duft
Dein Tun getaucht.

Du lächelst freundlich mir
Du meiner Seele Licht —
Wie du so lieb mir bist —
Du ahnst es nicht.



Frühlingsbote

Der Frühling weiß zu finden
Mich tief in Stadt und Stein,
Gießt mir ins Herz den linden
Fröhlichen Hoffnungsschein.

Manch grüne Wipfel lauschen
Zwischen den Dächern vor,
Ein Lerchenklang durchs Rauschen
Der Stadt schlägt an mein Ohr.

Ein Schmetterling als Bote
Flattert im Wind vorbei,
Hinschwebend über das tote
Steinerne Einerlei.



Die Lerche

Aus dem Reich der niedren Dinge
Der gemeinen Nützlichkeit
Hebt die Lerche ihre Schwinge
In den Äther blau und weit.

Steht ihr Nest auch wohl geborgen
Auf der festen Erde Grund,
Steigt sie aufwärts jeden Morgen,
Und das Höchste wird ihr kund.

Also von den Erdendingen
Wende aufwärts dein Gesicht,
Laß die Seele frei sich schwingen
Aus dem Staub ins goldne Licht.

Denn es lehrt die hohe Kunde
Dieser Vogel grau und klein:
Heimisch auf dem Erdengrunde
Und des Himmels mächtig sein!



Hinter dem Kastanienbaum

Der Winter kam — zog aus das Kleid
Den Busch und Bäumen weit und breit —
Da, hinter dem Kastanienbaum,
Erwachte mir ein schöner Traum.

Du wunderholdes Mägdelein!
Wie gerne möcht' ich bei dir sein!
Ich schau' zu dir, und du zu mir
Durch das entlaubte Zweiggewirr.

Das war so schön in Winterszeit. —
Nun wird es Frühling weit und breit,
Nun wacht auch der Kastanienbaum
Aus seinem langen Wintertraum.

Nun sprengt er seiner Knospen Tor
Und streckt die grünen Finger vor,
Steht breit und rund auf seinem Platz
Und ach, verdeckt mir meinen Schatz!

Nun, zu der Liebe schönster Zeit —
Macht sich der dumme Baum so breit. —
Ja, wär' im Garten die Laube nicht,
Wär's 'ne verdrießliche Geschicht'! —



Was ist das für ein Singen ...

Was ist das für ein Singen
Auf diesem grünen Plan?
Es füllt ein selig Klingen
Die blauen Lüfte an.

Die Lerchen, wie klingende Sterne,
Hangen dort oben im Blau —
Es schimmert ein Grünen ferne
Über des Waldes Grau.

Nun kommt der Storch gezogen,
Ruht klappernd auf dem Haus;
Den Hals zurückgebogen,
Ruft er den Frühling aus.

Es duften frühe Blüten,
Es knospet Baum und Strauch,
Es weht vom lauen Süden
Ein wonnesel'ger Hauch.



Frühling

Was rauschet, was rieselt, was rinnet so schnell?
Was blitzt in der Sonne? was schimmert so hell?
Und als ich so fragte, da murmelt der Bach:
„Der Frühling, der Frühling, der Frühling ist wach!"

Was knospet, was keimet, was duftet so lind?
Was grünet so fröhlich? Was flüstert im Wind?
Und als ich so fragte, da rauscht es im Hain:
„Der Frühling, der Frühling, der Frühling zieht ein!“

Was klinget, was klaget, was flötet so klar?
Was jauchzet, was jubelt so wunderbar?
Und als ich so fragte, die Nachtigall schlug:
„Der Frühling, der Frühling!“ — Da wußt' ich genug!



Die Nachtigall

So lieblich singt die Nachtigall
Ach nur so kurze Zeit.
Dem einen ist lauter Lust der Schall,
Dem andern lauter Leid.
Und doch ist Liebe nur allein,
Was ihren Sang durchwebt
Und bei des Frühlings holdem Schein
Des Menschen Herz erbebt.

Wie in der Liebe Leid und Lust
Sich ineinander schlingt,
So tönt es aus der tiefen Brust,
Was uns der Vogel singt.
Und ob bei seinem Sang durchzieht
Dich Wonne oder Schmerz,
Was du vernimmst in seinem Lied,
Ist nur dein eignes Herz!



Im Mai 1868

Ja, noch ist es keine Sage,
Was der Dichter singt vom Mai: —
Blauer Himmel, sonn'ge Tage
Ziehn in goldner Pracht vorbei.

Ist er doch ein schlauer Knabe!
Wankt einmal sein alter Ruhm,
Gibt er seine schönste Gabe,
Öffnet er sein Heiligtum.

Streut er seine schönsten Blüten,
Klingt und singt er früh und spat,
Gleich, als wollt' er uns vergüten,
Was er oft gesündigt hat.

Blauer Himmel, sonn'ge Tage
Ziehn in goldner Pracht vorbei —
Ja, noch ist es keine Sage,
Was der Dichter singt vom Mai.



Frühkonzert im Mai

Die Lerche steigt am Morgen
Noch vor der Sonne auf —
In Dämmerschein verborgen
Schwebt singend sie hinauf.
Sie badet ihr Gefieder
Im ersten Morgenstrahl
Und stürzt sich jauchzend nieder
Ins grüne Wiesental.

Was hat der Fink zu schlagen
Auf seinem grünen Ast?

Er hat nicht viel zu sagen,
Doch sagt er's ohne Rast.
Die Schwalbe gar im Fluge
Singt hell ihr krauses Lied.
Dieweil der Star, der kluge,
Die Silbertöne zieht.

Die Nachtigall im Flieder
Sang schon die ganze Nacht,
Nun jauchzet sie schon wieder,
Da kaum der Tag erwacht.
Wie drängt in Frühlingstagen
Sich Liebe, Lust und Leid —
Es ist nicht auszusagen
In dieser kurzen Zeit!

In jungen Blütenzweigen
Da rieseln fröhlich hin
Wie Pfeifen und wie Geigen
Grasmückenmelodien.
Es tönt vom Erlenhage
Mit weichem Flötenklang
Wie eine sanfte Frage
Des Fitis holder Sang.

Es jauchzt von allen Ästen,
Aus jedem Busch hervor —
Klingt manches nicht zum besten,
Es macht sich doch im Chor.
Denn horch nur — welch ein Schwätzen
Im Schilfrohr, welch Geknarr —
Halb klingt's wie Sichelwetzen
Und halb wie Froschgequarr!

Es brüllt im Sumpf die Dommel
Von Frühlingslust erfaßt,

Der Specht rührt seine Trommel
Auf einem dürren Ast.
Der Storch im Wiesengrunde
Will auch nicht müßig sein,
Als dritter nun im Bunde
Fällt er mit Klappern ein.

Dem frühlingstrunknen Ohre
Erscheint auch dieses schön —
Zu einem frohen Chore
Schwillt all dies Lustgetön,
Und seine Klänge schweben
Empor zum Himmelszelt:
„Wie herrlich ist das Leben
Auf dieser schönen Welt!“



Leichter Sinn

Die Blumen wiegen und nicken
Im schlafenden Garten all',
Als ob sie träumend lauschten
Dem Lied der Nachtigall.

Sie singt die alte Klage:
„Ihr müßt verblühn, verwehn!“
Die Blumen nicken im Traume,
Weil sie es wohl verstehn.

Am Morgen singt die Lerche
Herab aus blauen Höhn
Die alten Jubellieder:
„O Welt, wie bist du schön!“

Die Blumen nicken freudig
Im sonnigen Gartenraum —
Sie haben längst vergessen
Den alten, trüben Traum. —



Der Fliederbusch

Ein Vogel saß im Fliederbusch
Und sang sein kleines Lied
Mit Tireli und Tirela,
Ziküth, ziküth, ziküth!

Und alle Leute blieben stehn,
Weil es so lieblich klang,
Und lauschten voll Verwunderung,
Wie schön der Vogel sang!

Ach, gestern abend saß ich da
Ganz auf demselben Platz,
Dort auf der Bank am Fliederbusch
Mit meinem lieben Schatz.

Nur gut, daß diese Sprache doch
Die Leute nicht verstehn! —
Der kleine Vogel sang ja nur,
Was gestern er gesehn!



Die Schwalben

Hold Erinnern schwebt mir vor,
Wie um Fensterbogen
An dem alten Kirchenchor
Tausend Schwalben flogen.

Schwalben rings ohn' Unterlaß
In den Lüften wiegend,
Wo ich schöne Märchen las
Zwischen Gräbern liegend.

Jene grüne Einsamkeit
Ist schon lang versunken,
Wo ich in der Kinderzeit
Poesie getrunken.

Doch wenn heut die Schwalben schrein,
Die im Licht sich schwenken,
Meiner Kindheit Morgenschein
Muß ich still gedenken.

Denn die Sehnsucht dauert fort
Nach der Jugend Räumen,
Und noch immer wandl' ich dort
Nachts in meinen Träumen.



Bei Goldhähnchens

Bei Goldhähnchens war ich jüngst zu Gast!
Sie wohnen im grünen Fichtenpalast
In einem Nestchen klein,
Sehr niedlich und sehr fein.

Was hat es gegeben? Schmetterlingsei,
Mückensalat und Gnitzenbrei
Und Käferbraten famos —
Zwei Millimeter groß.

Dann sang uns Vater Goldhähnchen was,
So zierlich klang's wie gesponnenes Glas.
Dann wurden die Kinder besehn:
Sehr niedlich alle zehn!

Dann sagt' ich: „Adieu!“ und: „danke sehr!“
Sie sprachen: „Bitte, wir hatten die Ehr',
Und hat uns mächtig gefreut!“
Es sind doch reizende Leut'!



Junge Blüten, junge Herzen

In Görbersdorf 1865

Junge Blüten, junge Herzen —
Sinnend steh' ich hier und schaue —
Schöne Mädchen seh' ich scherzen,
Blumen lesend auf der Aue.

Blaue Glocken, goldne Sterne,
Leicht zum bunten Kranz gewunden,
Blaue Glocken, goldne Sterne —
Wie so bald seid ihr entschwunden;

Kaum vom ersten Licht umflossen,
Muß euch schon der Tod erscheinen —
Hat der Morgen euch erschlossen,
Muß der Abend euch beweinen.

Junge Blüten, junge Herzen —
Sinnend steh' ich hier und schaue —
Schöne Mädchen seh' ich scherzen,
Blumen lesend auf der Aue.



Marianne

Das ist die Marianne
Mit ihrem braunen Zopf,
Und wenn sie mir begegnet,
Da nickt sie mit dem Kopf.

Doch heimlich, heimlich, heimlich,
Ja, heimlich muß es sein.
Es darf ja niemand wissen,
Als einer nur allein!

Wie heut die liebe Sonne
Doch wieder langsam macht!
Ich wollt' es wär' schon Abend,
Ich wollt' es wär' schon Nacht!

Am Abend unter den Linden,
Da ist es dunkel und still.
Man weiß sich schon zu finden,
Wenn man sich finden will!

Wie hoch ist doch der Himmel,
Wie tief ist doch das Meer!
Ein Mädel wie Mariannen
Gibt's auf der Welt nicht mehr!



Belauscht

Hast du denn nicht Mariannen gesehn?
Ja, ich hab' Mariannen gesehn!
Tralalala, — was ich da sah!
Ja, ich hab' Mariannen gesehn!

Wo hast du Mariannen gesehen, mein Kind?
Da, wo die großen Linden sind!
Tralalala, — was ich da sah!
Da, wo die großen Linden sind!

War Marianne dort ganz allein?
Es stand einer bei ihr im Mondenschein!
Tralalala, — was ich da sah!
Es stand einer bei ihr im Mondenschein.

Unter den Linden und bei der Nacht?
Ei, wer hätte das wohl gedacht!
Tralalala, — was ich da sah!
Ei, wer hätte das wohl gedacht!



Im Walde

Ja, im Wald ist's schön zu gehen,
Wo die grünen Bäume stehen,
Bunte Blumen wachsen da.
Traleri, Tralera!

Als ich mich nun emsig bückte
Und die schönen Blumen pflückte,
Stand ein junger Jäger da.
Traleri, Tralera!

O wie ist er nett gewesen,
Half mir fleißig Blumen lesen,
Und die schönsten fand er ja.
Traleri, Tralera!

Aber, wenn ich sollt' gestehen,
Was noch weiter ist geschehen,
O wie schämte ich mich da!
Traleri, Tralera!



Die Rose im Tal

1861

Vom Berg zum Tal das Waldhorn klang;
Im blühenden Tal das Mägdlein sang:
Von der Rose, der Rose im Tal!

Der Jäger hörte des Mägdleins Sang;
Sein Waldhorn bei dem Lied verklang:
Von der Rose, der Rose im Tal!

Der Jäger dort oben lauschte so bang,
Als leise das Lied im Tal verklang:
Von der Rose, der Rose im Tal!

Er zog gar stille die Berge entlang,
Und immer im Ohre das Lied ihm klang:
Von der Rose, der Rose im Tal!



Die Grasmücke

Jüngst mit ihr in holdem Bangen
Bin ich dort im Tal gegangen,
Wo die wilden Rosen blühn
Aus dem jungen Grün.

„Ach, du liebes Grasemückchen,
Sing uns doch ein kleines Stückchen

Von der guten Frühlingszeit!“
Sprach die holde Maid.

Und der Vogel sang in schönen
Glockenreinen Flötentönen,
Und von lauter Liebe klang
Jauchzend sein Gesang.

War es doch, als ob wir müßten,
Daß wir uns einander küßten
Bei den Rosen dort im Tal,
Ach, zum erstenmal.

Vöglein, du magst weiter fliegen!
Liebes Vöglein, sei verschwiegen!
Keinem darfst du es gestehn,
Was du heut gesehn!



Schnelle Blüte

Mädchen ging im Feld allein, —
Pflücken wollt' sie Blümelein.
Blüht ein Röslein an dem Hag, —
Doch, als sie das Röslein brach,
Flattert es dahin im Wind ...
„Ei, wie blühst du so geschwind!“

Nebenher im hohen Gras —
Männertreu — wie blau blüht das!
Will es binden in den Kranz, —
Aber schnell in luft'gem Tanz
Flattert es dahin im Wind ...
„Ei, wie blühst du so geschwind!“

Kommt ein junger Knab' daher, —
Kannt' ihn einst — kennt ihn nicht mehr.
Er schaut weg, und sie beiseit'; —
So verändert sich die Zeit —
„Männertreu, und Ros' — im Wind:
Ei, wie blüht ihr so geschwind!"



Rosenzeit

Wenn die wilden Rosen blühn
An des Feldes Rand,
Frischgemähtes Wiesengrün
Duftet durch das Land,
Wenn in stillen Waldesgründen
Sich die roten Beeren künden
Und die Sommerszeit verkünden,
Wenn der Himmel blaut so weit,
O du schöne Rosenzeit!

Hell und warm ist nun die Nacht,
Länger wird der Tag,
Daß er all der Schönheit Pracht
In sich fassen mag.
Frühling ist noch nicht gegangen,
Sommer hat schon angefangen,
Beide hold vereinigt prangen,
Herbst und Winter sind noch weit —
O du schöne Rosenzeit!

Ja, in Rosen steht die Welt,
Aber ahnungsbang
Rauschet durch das Ährenfeld
Schon ein fremder Klang:

Bald ertönt der Erntereigen,
Und die Rose wird sich neigen,
Und die Vögel werden schweigen.
Ach wie bald dann liegst du weit —
O du schöne Rosenzeit!



Weiße Rose

Weiße Rose, weiße Rose —
Träumerisch
Neigst du das Haupt.
Weiße Rose, weiße Rose —
Balde
Bist du entlaubt.

Weiße Rose, weiße Rose —
Dunkel
Drohet der Sturm.
Im Herzen heimlich —
Heimlich —
Naget der Wurm.



Die goldene Zeit

Ihr Blumen auf Wiesen und Weiden,
Ihr Rosen auf Hecken und Heiden,
Blühet und glühet — es naht schon die Zeit,
Daß ihr vom sonnigen Tag müßt scheiden!

Du Nachtigall dort auf der Halde,
Ihr Vögel im Feld und im Walde,

Singet und klinget, solang es noch Zeit:
Verstummt zum Süden flieht ihr balde!

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von hinnen fahren!



Gesang in der Mondnacht

Die Rosen blühen im Mondenschein
In der silbernen Juninacht,
Da alles schläft — mein Herz allein
Mein Herz nur pocht und wacht.

Die Rosen blühen ohne Zahl
Beisammen froh gesellt,
Die Quellen rieseln und rauschen zu Tal
Selbander in die Welt.

Ich weiß eine Blume, die blüht allein,
In der stillen Mondennacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht.



Schmetterlingslied

Es blühen die Blumen in buntem Schein;
Sie laden zum Flattern und Kosen uns ein!
So lieblich ihr Duft!
So linde die Luft!
Vergessen ist gestern,

Und morgen ist weit!
Laßt heut uns genießen
Die goldene Zeit!

Es duften die Blumen und blühen so bunt,
Und jede Blüt' ist ein rosiger Mund!
Wir flattern im Wind
Und küssen geschwind!
Vergessen ist gestern,
Und morgen ist weit!
Laßt heut uns genießen
Die goldene Zeit! —



Das Rotkehlchen

Friedlich sank der Abendschein
Hinter fernen Gipfeln,
Nur ein kleines Lied allein
Klang noch aus den Wipfeln.

Und was dieser Vogel sang
Mit der roten Kehle,
Zog mit gleichgestimmtem Klang
Mir durch meine Seele.

Als es tönte mild und weich
Und wie sanfte Klage,
Da gedacht' ich wehmutreich
Jener schönen Tage.

Die beglänzte Jugendzeit
Schwand mit schnellen Flügeln
Wie das Abendrot so weit
Hinter jenen Hügeln.



Du schüttelst die goldnen Locken ...

Du schüttelst die goldnen Locken
Vors holde Angesicht —
Dahinter glüht verstohlen
Der blauen Augen Licht.

Wie wenn durch Laub und Zweige
Ein Waldsee scheinet klar,
So leuchtet heimlicherweise
Dein Aug' durchs goldne Haar.

Ich aber streiche die Locken
Aus deinem ros'gen Gesicht —
Da ist's, als wenn aus Wolken
Die liebe Sonne bricht.



Der Liebsten Namen schrieb ich in Sand ...

Der Liebsten Namen schrieb ich in Sand;
Das war am rauschenden Meeresstrand.
Die Wellen, sie kamen mit Gebraus
Und löschten ihn aus.

Ich schnitt ihn in den Lindenbaum
Am buschumkränzten Waldessaum.
Da war, als wieder ich kam zur Stell',
Verwachsen er schnell.

In den Stein an ragender Felsenwand
Da grub ich ihn mit starker Hand.
Der Fels verwittert im Wetterbraus —
Einst löscht er aus.

Doch auch ins Herz, ins Herze mein
Schrieb ich den süßen Namen hinein.
Ihr Wellen und Stürme, nun brauset herbei!
Mein Herz ist treu!



Der Pirol

Wallend geht das Ährenfeld
Schon in goldnen Wogen,
Und die Sonn' am Himmelszelt
Wandelt hoch im Bogen:
„Vogel Bülow, Vogel Bülow!"
Tönt es durch die Welt.

Wundervolle Sommerszeit,
Wenn Pirole flöten,
Und im grünen Blätterkleid
Sich die Kirschen röten:
„Vogel Bülow, Vogel Bülow!"
Schallt es weit und breit.

Goldner Sommervogel, du,
Der so kurz nur weilet,
Hast im Norden keine Ruh,
Bald bist du enteilet:
„Vogel Bülow, Vogel Bülow!"
Geht's dem Süden zu.



Wie der Mond kam es gegangen ...

Nimmer weiß ich, wie's gekommen,
War es doch, als müßt' es sein,
Daß mein Herz du hingenommen —
Gar so heimlich schlich es ein.

So wie Blumen still erblühen,
Wie im Lenz ergrünt die Au,
Wie nach heißen Tages Glühen
Hold und labend sinkt der Tau.

Nicht bestürmt mich wild Verlangen
Glutenvoller Sehnsuchtsmacht! —
Wie der Mond kam es gegangen
In der stillen Sommernacht.



Pause

Nun nach sonndurchglühten Tagen
Liegt die Welt so still und ruht;
Graue Wolkenhügel ragen,
Bergend vor der Sonne Glut.
Keine Luft geht in den Zweigen:
Schweigend Ruhen, ruhend Schweigen.

Du von Leidenschaft durchglühtes
Wildes Herz, so schweig auch du!
Traure nicht um längst Verblühtes —
Im Vergessen suche Ruh' —
Neue Kraft zu neuem Scheiden,
Denn noch oftmals sollst du leiden!



Wetterleuchten

Die Sonne ist gesunken,
Der Donner schlief schon ein;
Nur durch die fernen Wolken
Geht noch der Blitze Schein.

Es tropfet von den Zweigen —
So schweigend steht die Nacht.
Nagend in meinen Gedanken
Versunknes Leid erwacht.

Du denkst, es ist verklungen
Der alte böse Schmerz —
Da zuckt sein Wetterleuchten
Noch immer durch das Herz.



Grauer Himmel, trübe Tage ...

Grauer Himmel — trübe Tage —
Keine Lust und keine Plage —
Weder Sturm noch Sonnenglanz —
Grauer Stunden dunkler Kranz.

Wie ein Schiff auf stillem Meer
Tot und traurig treibt umher,
Wie ein Mühlrad ohne Bach
Still verharr' ich Tag auf Tag.

Manchmal muß es doch gewittern!
Manchmal muß das Herz erzittern!
Muß in Leid und Freud erbeben!
Wie so leer ist sonst das Leben!



Sonnenschein

In lichtem Kleid die schimmernde Gestalt,
So tratest du in jener ersten Stunde,
Das schöne Haupt von hellem Blond umwallt,
Voll Anmut aus der Türe dunklem Grunde.

Wie Sonnenschein hast du das Haus erhellt,
Und alles war von seinem Glanz umfangen —
Daß tief im Wolkenschatten lag die Welt,
Das sah ich erst nachher, als du gegangen.



Die Sommerwolke

Als du mir vorüberschwebtest
Gestern um die Mittagszeit —
Eine weiße Sommerwolke
Schienst du mir im lichten Kleid.

Lachtest so verlockend lieblich,
Und dein Blick verhieß mir Glück,
Freundlich war dein grüßend Neigen —
Schautest gar nach mir zurück!

Einer weißen Sommerwolke
Glichest du, mein zartes Kind —
Und ich weiß, wie unbeständig
Weiße Sommerwolken sind!



Der Verräter

Der Mond, das ist ein heimlicher Geselle
Mit seinem naseweisen Licht!
Wie hass' ich dieses bleiche, helle,
Fatale Lauscherangesicht.

Wenn leise ich zum holden Liebchen schleiche,
Ist der Verräter oben wach,
Und immer lauert mir das bleiche,
Verschmitzte Mondenantlitz nach.

Geh schlafen doch in deine Silberwolke,
Bis ich den holden Gang vollbracht,
Und scheine dann dem andern Volke
So viel du willst — die ganze Nacht!



Der Vertraute

Aller sehr verliebten Seelen
Sitte ist's, den Mond zu fragen.
Wenn sie sich in Sehnsucht quälen,
Soll vom fernen Lieb er sagen.

Neulich fragt' ich ihn: „Du gutes,
Silberhelles Aug' der Nächte,
Sieh, ich bin verlegnen Mutes,
Ob mein Lieb auch mein gedächte.

Sonst auf ihrem Kammerfenster
Sah ich oft dein mild Gefunkel,
Wenn, zur Stunde der Gespenster,
Ich dort unten stand im Dunkel.

Meine ganze Liebe hast du
Damals, Mond, erschauen müssen;
Auch in jener Laube sahst du
All die roten Küsse küssen.

Ach, du kennst ja die Geschichte.
Sprich nun, ist sie treu gewesen?
Laß aus deinem Angesichte
Freundlich mich die Antwort lesen."

Doch der runde Mond — bedächtig
Schaute er auf mich hernieder!
Und mir war, als wenn verdächtig
Zwinkten seine Augenlider.



Am Zaun

Am Hause ist ein Garten,
Am Garten ist ein Zaun.
Kannst du ein wenig warten,
So gibt's da was zu schaun.

Ja, wart nur, bis es dunkelt;
Das ist die rechte Zeit.
Nun horch nur, wie es munkelt,
Und rauscht da nicht ein Kleid?

Es raschelt und es knispert —
Fast könnte man sich graun —
Es flüstert und es wispert
Und küßt sich übern Zaun.

Da klappt es von Pantoffeln —
Wo steckst du denn, Marie?
Ich . . . sah nach den Kartoffeln
Und nach dem Sellerie!



Erinnerung

Wie war die schöne Frühlingsnacht
So dunkel, mild und warm, —
Wie schrittest du so still und sacht
Gelehnt auf meinen Arm. —

Von Ferne klang, man hört' es kaum,
Musik mit leisem Schall,
Im blütenreichen Apfelbaum
Sang eine Nachtigall.

Ein holdes schweigendes Verstehn
War zwischen mir und dir,
Ein selig Beieinandergehn,
Und glücklich waren wir.

Die schöne Zeit, sie liegt so weit —
Verweht wie eitel Schaum.
Sie liegt so weit, die schöne Zeit,
Versunken wie ein Traum.

Wie schrittest du so still und sacht
Gelehnt auf meinen Arm —
Wie war die schöne Frühlingsnacht
So dunkel, mild und warm. —



Die Bachstelze

Die kleine flinke Müllerin,
Zum Bache ging sie Morgens hin,
  Zum Bache.

Da lief ein schlankes Vögelein
So flink wie sie, so nett und fein
Am Bache.

„Du kleines Vöglein sage mir:
War heute schon mein Liebster hier
Am Bache?“
„Dein Liebster ging schon früh vorbei,
Des Nachbars Grete war dabei
Am Bache.“

Die kleine flinke Müllerin,
Wie schlich sie zu der Mühle hin
Vom Bache!
Vergißmeinnicht und Männertreu!
Die Lieb', die Lieb' ist immer neu
Am Bache!



An ein Mädchen

Noch nicht mit ihren Feuergluten
Hat dich die Liebe angeweht;
Noch wallte nicht in wilden Fluten
Dein Blut, das sanft die Pulse geht.

Noch ist kein Hauch von dem genommen,
Was ewig fehlt, dem, der's verlor:
Doch wird auch dir die Stunde kommen,
Da hell die Flamme schlägt empor!

Dann sei es nimmer jene wilde,
Die keine Schranke brausend kennt!
Die schönre soll es sein, die milde,
Die auf dem Herd des Hauses brennt!



Die Eine

Wann kehrst du meinem Herzen wieder,
Das sich in stummer Pein verzehrt?
O senke dich auf mich hernieder
Du Frieden, den ich lang entbehrt.

Menschheitumbraust bin ich verlassen,
Denn die mir nah sind ringsumher,
Viel tausend in den lauten Gassen —
Mein suchend Herz — sie lassen's leer!

Doch die ihn trägt in ihren Händen,
Des Friedens hocherſehnten Stern,
Die eine, die es könnte wenden,
Ach diese eine — sie ist fern!



Und dennoch!

Laß dein Herz die Flamme meiden,
Und was eins zum andren zieht;
Denn du weißt, aus Lieb kommt Leiden, —
Denn du kennst das alte Lied.

Was dir heut' mit goldnem Schimmer
Kränzte dein beglücktes Haupt, —
Holder Schein — er haftet nimmer,
Und du klagst, wenn er geraubt.

Ach, du hast es ja erfahren,
Und du kennst die sichre Pein —
Kannst dich dennoch nicht bewahren
Vor dem zaubervollen Schein? —

All der Weisheit graue Lehren,
Der verständ'ge Unverstand, —
Können nicht der Flamme wehren,
Wenn sie sich zur Flamme fand!



Des Lebens unverkürzte Wonne

Des Lebens unverkürzte Wonne —
So selten wird sie nur beschert,
Wie wenn an trübem Tag die Sonne
Mit kurzem Strahl durch Wolken fährt.

Nicht jeder wird vom Licht getroffen,
Nur wenige umstrahlt der Glanz —
Gar vielen bleibt bei Wunsch und Hoffen
Im Dämmerschein das Leben ganz.

Und treibt auch sie ein tiefes Sehnen
Ein ruhlos Suchen weit und breit —
Ach, unter Täuschung, unter Tränen
Ein trüb Verstummen gibt die Zeit.

Und stille wird es nun tiefinnen —
Ein dumpfer Friede kehret ein —
Nur wie im Traum kommt ein Besinnen,
Daß es wohl schöner könnte sein.



Einsamkeit

Mondesglanz auf feuchten Wiesen,
Auf dem stillen Nebelsee,

Bäume ragen, dunkle Riesen,
Wo ich einsam sinnend steh'!

Vogelruf aus tauigen Feldern,
Wasserrauschen fern im Grund,
Tiefes Schweigen in den Wäldern,
Sternenflimmer hoch im Rund.

Und mein Blut geht hin und wider,
Und vorüber rinnt die Zeit,
Schauer senkt sich auf mich nieder
Vor dem Hauch der Einsamkeit.



Sommernacht

Nun in dämmergrauem Dunkel
Ruht von heißem Tag die Flur —
In verglimmendem Gefunkel
Schwand der Sonne letzte Spur,

Schlummer hält die Welt umschlungen —
Nebel steigt im Wiesengrund,
Was am lauten Tag verklungen.
In der Stille wird es kund.

Sanftes Flüstern — zartes Weben —
Fern von Vogelruf ein Ton:
Herz, was soll dein leises Beben,
Ach, vergessen glaubt' ich's schon!

Nicht begräbt es Zeit und Wille,
Was dir einst das Herz bewegt —
Es befällt dich eine Stille,
Wo der alte Ton sich regt!



Am Abend

Sinkt der Tag in Abendgluten,
Schwimmt das Tal in Nebelfluten.

Heimlich aus der Himmelsferne
Blinken schon die goldnen Sterne.

Flieg zu Nest und schwimm zum Hafen!
Gute Nacht, die Welt will schlafen!



Sonnenuntergang

Da drüben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus,
Da schaute einst vor Jahren
Die Herzallerliebste heraus.
Die Fenster stehn im Feuer,
In Abendsonnenglut,
Sie blinken und sie brennen
Und funkeln rot wie Blut.

Das ist die feurige Liebe,
Die dort in Gluten steht,
Das ist die feurige Liebe,
Die gar so schnell vergeht!
Wie bald sind sie verglommen
Die Flammen rot wie Blut,
Das Feuer ist verloschen,
Zu Blei ward seine Glut.

Verloschen und verglommen,
Es blinkt nur noch von fern

Am blassen Himmel einsam
Der bleiche Abendstern. —
Da drüben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus,
Da schaute einst vor Jahren
Die Herzallerliebste heraus.



Sonniger Herbsttag

Abschiedshauch durchweht die Lüfte,
Letzte Farben, letzte Düfte,
Und ein letzter, holder Klang. —
Wo sind jene schönen Tage,
Da aus jedem Blütenhage
Tönte Nachtigallensang?

Zwar noch blüht die letzte Rose,
Doch die bleiche Herbstzeitlose
Schimmert schon im Wiesengrün;
Sie verschlief das beste Wetter
Und nun kommt sie ohne Blätter
Sich beizeit noch auszublühn.

Träumerisch in sich versunken
Und wie von Erinnrung trunken
Liegt die Welt so blau und weit,
Sehnsuchtsvoll mit sanfter Klage,
Still gedenkend goldner Tage
Und der schönen Rosenzeit!



Sommerfäden

Still im Herbsteslicht der Sonnen
Stand der Blumen bunte Zier —
Sommerfäden, leicht gesponnen,
Woben sich von dir zu mir.

Und wir beiden schritten sinnig,
Sprachen wenig — dachten viel —
Nur die Augen still und innig
Gaben Deutung diesem Spiel.

Jene Tage sind verstoben,
Jene Blumen sind versäet ...
Sommerfäden leicht gewoben,
Ach, wohin seid ihr verweht.



Fliegender Sommer

Durch die sonnenklaren Lüfte
Fliegt's in Fäden und in Flocken —
Sind es die gebleichten Haare
Aus des Sommers sonn'gen Locken?

Sind es luftige Gefährte
Für der Elfen leichte Scharen,
Drauf sie — Menschenaug' verborgen —
Durch die klaren Lüfte fahren?

Sind's des Herbstes leichte Fahnen,
Die, nach Endigung des Krieges
Mit dem Sommer, er entfaltet
Im Triumphe seines Sieges?

Oder ist's die zarte Fessel,
Die den Sommer hielt am Norden?
Er zerriß sie — fliegt gen Süden
Jubelnd, daß er frei geworden!

Schwingt sich über Land und Meere
Dorthin, wo sein Herz gewohnet,
Wo er wieder in den bunten,
Duft'gen Prachtpalästen thronet!



Wandervögel

Wandervögel durch die Lüfte
Gleiten hin im Abendglühn,
In das Land der Märchendüfte,
Südwärts zu dem ew'gen Grün.

Ziehn vorbei an Tal und Hügeln,
An so manch geliebtem Ort;
Und auf ihren leichten Flügeln
Tragen sie den Sommer fort.

Doch ich weiß, ihr kehrt ja wieder;
Singend in des Frühlings Schein
Bringt den Wunderklang der Lieder
Ihr vom Märchenlande heim.

Der du treulos mir entschwunden,
Wandervogel, goldnes Glück —
Nach so tausend grauen Stunden —
Wann — ach wann kehrst du zurück?!



Im Herbst

Was rauscht zu meinen Füßen so?
Es ist das falbe Laub vom Baum!
Wie stand er jüngst so blütenfroh
Am Waldessaum!

Was ruft zu meinen Häupten so?
Der Vogel ist's im Wanderflug,
Der noch vor kurzem sangesfroh
Zu Neste trug.

Mein ahnend Herz, was pochst du so?
Du fühlst den Pulsschlag der Natur,
Und daß verwehen wird also
Auch deine Spur!



Nachklang

Lang schwebt ein Duft noch um die Stelle,
Wo einst ein Wohlgeruch geruht —
Lang woget noch des Meeres Welle
Wenn sich gelegt des Windes Wut.

Noch fühl' ich um die Lippen schweben
Den Hauch von deiner Küsse Glut!
Noch will sich nicht zufrieden geben —
Was du so wild bewegt — mein Blut!



Herbstabend in der Heide

An Johannes Trojan

1.

Was leuchtet mit hellem Schimmer
Aus rotem Heidekraut?
Das ist die weiße Heide,
Die man so selten schaut.

Ein Glückskind, wer sie findet
Schimmernd im Abendrot!
Willkommen, ei willkommen!
Mir ist das Glück so not!

2.

Die schönen Tage fliehen,
Das Laub ist schon verdorrt,
Und Wandervögel ziehen
Über die Heide fort.

Läßt sich der Tag nicht binden,
So ziehn sie hinterdrein,
Verschweben und verschwinden
Im goldnen Abendschein.

3.

Mit tausend Augen schauen
Stiefmütterchen mich an.
„Was gehst du so alleine,
Du fremder Wandersmann?"

„Ich wandre nicht alleine,
Ihr blassen Blümchen ihr,
Viel tönende Gedanken
Gehn allezeit mit mir."

4.

Die Bienen summen emsig
Noch spät im Abendschein,
Sie sammeln und sie saugen
Den süßen Honig ein.

Und wie so rastlos jede
Von Blüt' zu Blüte zieht,
Sieht schmunzelnd zu der Imker
Und denkt an den Profit.

5.

Es raget über die Heide
Mit düstrem Felsenkranz
Das Hünengrab am Hügel
Im roten Abendglanz.

„Zum ewigen Gedächtnis"
Ward dieses Mal gefügt,
Und niemand weiß zu sagen,
Wer dort begraben liegt.

6.

Vom fernen Städtchen herüber
Schwimmt einsames Abendgeläut;
Heidschnucken weiden im Dämmer
Über das Feld zerstreut.

Und droben — ein leuchtendes Abbild
Der düstern Heidenatur —
Wandeln die rosigen Schäfchen
Auf goldner Himmelsflur.

7.

Die Sonne ist gesunken,
Verdämmert der Abendschein,
Die feuchten Gründe spinnen
Sich sanft in Nebel ein

Heimliche Sterne blinken
Am Himmelsangesicht,
Und in dem fernen Städtchen
Scheint hier und da ein Licht.

8.

Nur meiner Schritte Tönen
Schallt in die Nacht hinaus,
Und durch die tauige Kühle
Wandre ich still nach Haus.

Fernab dem wüsten Treiben,
Fernab von Schmerz und Lust,
Glücksblumen in den Händen
Und Frieden in der Brust.



Zu spät

1.

Nun schwebt, von goldnem Haar umwallt,
Dein schönes Köpfchen still mir vor,
Und deiner Stimme Nachklang hallt
Gar hold an mein erinnernd Ohr.

Ein Sehnen — ungestillt — erfüllt,
Umfängt mich wie ein Nebelflor,

Weh, was mir einst den Sinn verhüllt!
Nun weiß ich erst, was ich verlor.

2.

Eine späte Blüte träumet
Einsam in flatterndem Laub.
Den Frühling hat sie versäumet —
Nun wird sie des Herbstes Raub.

Daß nichts beim alten bliebe,
Der Herbstwind schüttelt und weht!
Ach, deine süße Liebe,
Daß ich sie einst verschmäht!

3.

Es flüstert in dämmriger Stunde
In welken Blättern der Wind:
Das ist eine traurige Kunde
Von zweien Herzen, mein Kind.

Sie fanden sich nimmer zusammen,
Zu leuchten in seligem Schein,
Zwei einsam lodernde Flammen
Verglühten in Sehnsucht allein.



Es war einmal

1.

Versunken und begraben
Liegt beides — Schmerz und Lust,
Die mich beweget haben
In meiner tiefsten Brust.

Nur manchmal leise reget
Das Herz sich wie im Traum,
Und was es einst beweget,
Das glaubt es selber kaum.

2.

O fiele ein Stern hernieder,
Ein goldner, in meinen Schoß!
O stünde in Blüten wieder
Mein dunkles Lebenslos!

Rings um mich, nah und ferne
Steht alles in Rosen und Laub —
Es fallen viel tausend Sterne —
Und werden alle zu Staub!

3.

All der Jugend heißes Sehnen,
Es entschwindet wie ein Traum —
Unter Lust und unter Tränen
Geht die Zeit, wir merken's kaum.

Ewig nur voll holden Klanges
Tönet die Erinnrung fort;
Weinen macht uns ihres Sanges
Herzbewegend Zauberwort.

4.

Kehret wieder, goldne Tage,
Kehre wieder, schöne Zeit!
Ach, gleich einer holden Sage
Liegst du in Vergangenheit.

Und zu dir — ich kann's nicht wehren —
Wendet sehnend sich mein Sinn,
Wirst du gleich nie wiederkehren,
Weil ich selbst ein andrer bin! —

5.

Was soll die stäte Klage
Um den verlornen Traum?
Es schwinden deine Tage
Wie Blatt um Blatt vom Baum!

Laß hell dein Auge glänzen!
Und lerne es verstehn,
Mit Blumen dich zu kränzen,
Die auf den Gräbern stehn.



Herbstgesang der Amsel

Kennst du der Amsel Herbstgesang?
So zart und lieblich tönt sein Klang
Aus dem Holunderbaume.
Nah mir am Zaun
In holdem Vertraun
Zwitschert sie leis' wie im Traume.

Sie ist so nah, doch klingt es so weit,
Wie ein Echo aus ferner, seliger Zeit,
Erinnerung sonniger Stunden.
O, so geschwind,
Wie Blätter im Wind
Sind sie dahingeschwunden.

Die Amsel zieht ihre Fäden wie Gold,
Sie singt so lieb, sie singt so hold —
Rings blühen die bleichen Zeitlosen.
Wie liegst du weit
Selige Zeit,
Als die Nachtigall sang in den Rosen!



Regentag im Herbst

Still vom grauen Himmelsgrunde
Sprüht der sanfte Regenstaub —
Trüber Tag und trübe Stunde —
Tränen weint das rote Laub;
Vom Kastanienbaum ohn' Ende
Schweben still die welken Hände.

Trübe Herbstesregentage:
Gerne wandr' ich dann allein,
Was ich tief im Herzen trage,
Leuchtet mir in hellem Schein;
In die grauen Nebelräume
Spinn' ich meine goldnen Träume.

Und so träum' ich still im Wachen,
Bis der Abend niedersinkt,
Und in all den Regenlachen
Sanft und rot sein Abglanz blinkt.
In der Nähe, in den Weiten:
Rosenschimmer bess'rer Zeiten!



November

Solchen Monat muß man loben:
Keiner kann wie dieser toben,
Keiner so verdrießlich sein
Und so ohne Sonnenschein!
Keiner so in Wolken maulen,
Keiner so mit Sturmwind graulen!
Und wie naß er alles macht!
Ja, es ist 'ne wahre Pracht!

Seht das schöne Schlackerwetter!
Und die armen welken Blätter
Wie sie tanzen in dem Wind
Und so ganz verloren sind!
Wie der Sturm sie jagt und zwirbelt
Und sie durcheinanderwirbelt
Und sie hetzt ohn' Unterlaß:
Ja, das ist Novemberspaß!

Und die Scheiben, wie sie rinnen!
Und die Wolken, wie sie spinnen
Ihren feuchten Himmelstau
Ur und ewig, trüb und grau!
Auf dem Dach die Regentropfen:
Wie sie pochen, wie sie klopfen!
Und an jeder Traufe hängt
Trän' an Träne dicht gedrängt.

O, wie ist der Mann zu loben,
Der solch unvernünft'ges Toben
Schon im voraus hat bedacht
Und die Häuser hohl gemacht!
So daß wir im Trocknen hausen
Und mit still vergnügtem Grausen

Und in wohlgeborgner Ruh'
Solchem Greuel schauen zu!



Mein Freund, der Winter

Es ist der Trennungstag schon da,
Da schreibt besorgt die Frau Mama:
Schnee liegt in allen Gleisen,
Der Winter ist so grimm und starr,
Bleib nur, mein Töchterchen! Fürwahr
Mein Schatz, du darfst nicht reisen!

Du alter Freund im Silberbart,
Du meinst es gut, du Eisenhart,
Dich Winter, will ich preisen!
Es drohte Trennung dem Verband,
Du frierst ihn wieder aneinand:
Mein Schatz, der darf nicht reisen!

Du rauhbereifter Nordgesell,
Dein Frost ist mir ein Feuerquell,
Hold deine rauhen Weisen;
Schick Eis und Kälte, daß es klingt,
Und daß mein Herze springt und singt:
Mein Schatz, der darf nicht reisen!

Nun lache Tags mit Sonnenschein!
Und glitzre Nachts mit Sternelein!
Sei streng wie Stahl und Eisen!
Ich will dir wünschen, was dir frommt,
Daß nicht der Dieb, der Tauwind, kommt —
Und meinen Schatz läßt reisen.



Winter

Baumläuferchen, das feine,
Mit feinem Stimmchen hell,
Der Blauspecht auch, der kleine,
Der putzige Gesell,

Die zierlich zarten Meisen,
Goldhähnchen, winz'ges Ding —
Mag auch die Welt vereisen,
Sie schätzen es gering!

Sie ziehn durch Waldesräume
Mit leisem „Sit, sit, sit,"
Durchsuchen Busch und Bäume
Und nehmen stets was mit.

Zaunkönig gar, der kecke,
Hebt jubelnden Gesang,
Ob auch des Seees Decke
Vom Hauch der Kälte sprang:

„Bald wird die Sonne scheinen,
Du, Winter, mußt hinaus!
Wir Kleinen und wir Feinen,
Wir lachen froh dich aus!"



V

Geschichten, Mären und Schwänke

Das Eisfest

Des Nordens schneidend strenger Hauch, der weit
Die See zur Spiegelfläche umgewandelt,
Zeigt milder sich in seinem Regiment,
Bezwungen scheinbar von der Sonne Licht,
Die von des nebelblauen Himmels Rund
Die schrägen, winterlichen Strahlen sendet.
So einsam liegt die kleine Nordseestadt;
Die Straßen leer, der Marktplatz öd' und still —
Denn alle, jung und alt, so Mann als Weib
Zur Eislust zogen an die See hinaus.
Wettlaufen gab es heut, ein Schlittschuhfest,
Ein stählern frisches, nordisches Vergnügen; —
Nur wer zu alt und krank, blieb heut zu Haus.

Dort auf dem Dünenhügel, nah am Strand
Im Fischerhaus, das hoch dort und allein
Schaut auf die See, blieb einsam auch zurück
Ein altes Mütterlein gelähmt und schwach.
Doch steht ihr Bett ans Fenster hingerückt,
Daß sich ihr Auge an dem Jubel weide.
Sie blickt hinaus, wo ferne, weit vom Strand
Es freudig wühlt auf spiegelglattem Plan,
Wie's dort sich drängt, wo gastlich heller Rauch
Den immer neu gefüllten Punschnapf kündet.
Und dort, wie dicht, ums tragbare Theater,
Wo Kasperle die alten, ewig neuen,
Nie ausbelachten Spässe treibt, und dort,

Wo würd'ge Bürger, wohlgewiegte Kenner,
Der Jugend Schlittschuhkünste kritisieren.
Und rings umher um dichteres Gedränge,
Unruhig wirrt und schwirrt es ab und zu
Und dehnt sich aus und breitet sich ins Weite,
Bis dann am Horizont in blauem Dämmer
Wie dunkle Punkte noch die fernsten irren.

Sie schaut und sinnt und denkt an alte Zeit,
An längst versunkne Winterlust zurück. —
Es war einmal ein Wintertag wie heut,
Und sie war jung, und all die bunte Lust
War noch ihr eigen — das war schöne Zeit
Der junge Schiffer, der von langer Fahrt
Zurückgekehrt — drei Jahre war er fort
In Indien und China — und so braun
Von fremder Sonne glühendheißem Brand —
Im Schlitten fuhr er sie — er bat so sehr.
Der sprach so mancherlei — das klang so fremd
Und doch gefiel es ihr. Sie wußte nichts,
Was ihr bis jetzt so sehr gefallen hätte.
Dann kam er öfter in des Winters Lauf,
Am Abend, wenn man von der Arbeit ruht.
Sie saßen dann ums Feuer mit den Alten
Und sprachen hin und her so allerlei,
Von fremden Ländern, wie es seltsam dort
Und anders ist. Der wußte zu erzählen:
Von der Chinesen schlitzgeäugtem Volk,
Vom braunen Indier, der am Ganges wohnt,
Von Sturm und Schiffbruch, — wie des Seemanns Los
Ihn hin und her wirft wie der Wind die Welle.
Und jedesmal bracht' er ein seltsam Stück,
Ein bunt chinesisch Tuch, ein Götzenbild,
Ein farbig Schneckenhaus — und schenkt es ihr.
Und eines Tags, da es zum Frühling ging

Und seine bunten Schätze all geschwunden,
Bracht' er ein einfach golden Ringlein mit,
Und sie ward seine Braut — und als er dann
Im Herbste endlich wieder heimgekehrt,
Da zogen sie selband ins Dünenhaus.
Ja, ja — so geht in Lust und Leid die Zeit.
Jetzt ruht er dort im Städtchen bei der Kirche,
Die Kinder sind schon groß und fortgezogen,
Und nur ein frühverwaistes Enkelkind
Blieb ihr zur Pflege in dem Haus zurück.

Sie sinnt und träumt und schauet in die Ferne,
Zum Horizont, wo sich im Winterduft
Die ungeheure Fläche still verliert. —
Da plötzlich zuckt sie — blicket starr hinaus!
Sie zittert — krampft sich an des Bettes Rand:
Das Wölkchen dort, das sich am Horizont
In weißlich grauem Schein wie Nebelduft
Unheimlich still und schnell zusammendichtet
Und wächst und aufrückt an des Himmels Rund,
Die Wetterwolke ist's, sie deutet Sturm!
Es täuscht sich nicht des Seemanns kund'ges Weib,
Sie weiß des Himmels Wolkenschrift zu lesen
Und diese deutet Sturm! — Nur kurze Zeit,
Und des Orkanes riesenhafte Macht
Wühlt auf die See, wo sie das Eis nicht bändigt
Und bricht und wütet fort und fort,
Und eh' sie nur, die arglos hier vertraun,
Das Unheil ahnen, stürmt es schon herein
Und alle, alle müssen untergehn.
Sie ruft, sie schreit, sie will das Fenster öffnen!
Umsonst, der Frost hält es versperrt! Sie schlägt
Die Scheiben ein und schreit hinaus! Umsonst!
Ihr dünner Ruf versinkt im Meer der Luft
Wie eine Flocke! Gott, was soll ich tun?!

Die Wolke! Keine Stunde mehr! O Gott,
Hilf du doch, daß nicht alle untergehn! —
Sie schaut, auf Rettung hastend, wild umher,
Sie findet nichts! — Da wendet sich ihr Blick
Zum flammenden Kamin. Ein Flammenschein
Des Jubels zuckt durch ihr Gesicht. „Herr Gott,
Ich danke dir! Du gabst mir den Gedanken!"
Sie richtet auf den vielgequälten Leib —
Und, ob's wie scharfe Schwerter ihr Gebein
Durchzuckt, sie schleppt sich aus dem Bett hervor —
Das Bettstroh reißt sie aus und streut's umher.
Dort in den alten Schrank, ein teures Erbstück,
Ein schön geschnitztes, nußbaumbraun Gerät,
Dran sich Erinnrung um Erinnrung knüpft,
Daran ihr Herz seit ihrer Jugend hängt,
Stopft hastig sie das Stroh, und zum Kamin
Mit tausend Qualen kriecht sie mühsam hin
Und reißt den besten Feuerbrand hervor
Und zündet hier und zündet dort und bläst:
Hei, wie es flackert! Und nicht eher kriecht
Sie hin zur Tür, bis alles flammt und glüht.
Sie bricht zusammen nun — sie rafft sich auf —
Der Rauch erstickt sie fast — doch jetzt die Tür! —
Und nun mit Brausen saust der Zug der Luft
Durch Tür und offnes Fenster in die Flamme.

Und mühsam schleppt die Kranke sich vors Haus,
Zusammensinkend bei dem alten Stein,
Wie sie so oft in schöner Sommerszeit
In stiller Abenddämmrung sonst gesessen.
Hei, wie's von ferne fröhlich summt und braust:
Sie ruft und winkt. — Man hört und sieht es nicht,
Sie schaut zurück und bebt. Nur dünner Rauch
Geht sparsam durch die Fensterscheiben aus
Und scheint allmählich gänzlich zu verschwinden!

Da, endlich bricht es schwer und dicht hervor!
Aus Tür und Fenster wälzt sich schwarzer Rauch,
Die Flamme leckt mit roter Zunge nach,
Und nun, wie eine Säule in die Luft
Gewaltig steigt das Warnungszeichen auf.
„Herr Gott, ich danke dir — es brennt, es brennt!"
So ruft sie aus — ohnmächtig sinkt sie hin.

Wie wenn ein Bienenvolk zur Sommerszeit
Zum Schwärmen dicht gedrängt sich summend fügt,
So läuft das Volk, das noch in bunter Lust
Verloren eben harmlos sich vergnügte,
Zusammen im Gewirr und starrt und staunt.
Und dann, wie aufgeschreckter Stare Flug,
In dunklem Schwarm mit brausendem Getön
Strebt alles unter Rufen, Fragen, Schreien,
In wild bewegter Hast dem Lande zu,
Und hastig naht der letzte dunkle Punkt:
Sie kommen alle — keiner bleibt zurück.

Hinan zum Hügel stürmen schon die einen:
Sie stehn und sehn dort oben. Keine Rettung!
Schon sank das Dach und Flammen überall.
„Hier liegt die Frau!" ruft einer, „sie ist tot!"
„O nein, sie atmet noch, o seht, sie regt sich!"
Die schlägt die Augen auf und sieht umher
Und sieht, wie's auf dem Hügel drängt und wächst,
Wie alle, alle kommen, und ein Schein
Glücksel'gen Lächelns klärt ihr Angesicht.
Ein wildes Fragen bricht auf sie herein:
„Wie ist's geschehn? Was ist des Unglücks Grund?
O schweigt! Sie redet!" Stille wird es nun
Bis auf der Flamme Brausen, und die Glocke,
Die fern vom Turm den Feuerangstruf sendet.
Den schwachen Arm erhebt das Mütterlein

Und deutet zitternd nur hin auf die See.
Und wie, als wenn des Ungewitters Wut
Auf dieses Zeichen nur geharrt — ertönt
Aus jener Wolkenwand, die schwer und dräuend
Mit grausenhafter Schnelle steigt empor,
Ein klirrend Brausen fern und fürchterlich.
Dann stürmt's herbei in fesselloser Wut!
Voran, hinirrend durch des Eises Plan,
Herolde, die des Herrschers Ankunft künden,
Springt mit des Donners Hallen Spalt auf Spalt!
Der Eisstaub fegt hinsausend durch die Luft,
Und an den Hügel stürzt des Windes Wut,
Daß Brände, wie Raketen in die Luft
Hinsausen von der Brandstatt. Hei, und nun
Das Wasser, wie es durch des Eises Spalten
Vorleckt und dunkel züngelt! Dann empor
Steigt hier die Scholle, türmt mit Schollen sich
Und stürzt mit Krachen. In die Lücke faßt
Des Sturmes Faust und bricht und wütet weiter.
Die Wogen, von der Fessel nun befreit,
Sie jauchzen auf und stürzen auf die Dränger,
Und nun im wilden Kampfe auf und ab —
Ein stürmisch krachend Wogen rings umher.

Die auf dem Hügel liegen auf den Knieen,
Bis milder wird der Sturm, der, wie er kam,
Verbraust und weitersaust. Und nun hervor
Mit weißem Haar, das hell im Winde weht,
Tritt an des Ufers ragend steilen Rand
Der alte Pfarrherr zu dem Mütterlein.
Er hält die Hand ihr segnend auf das Haupt,
Und deutet auf die See und spricht bewegt:
„Gelobt sei Gott! Er weiß es wohl zu machen!
Der Dank sei ihm, der mächtig ist im Schwachen!"



Des Sees Opfer

Ein Reiseabenteuer

Ein Gastfreund weilt' ich einst in liebem Kreise,
Wo meines langentbehrten Vaterhauses
Vertraute Sitte mir entgegenkam;
Wo mir, dem Fremdling, der von ungefähr,
Fußwandernd durchs Gebirg, dorthin verschlagen,
Ein hold Willkommen ward bei lieben Menschen.
Es war ein Abend, sonnig, still und klar;
Und rings am Tische unter duft'ger Linde,
Da saßen wir, des goldnen Abends froh.
In leichten Wolken schwebte um den Baum
Der Mücken wimmelnd Volk mit leisem Summen.
Zuweilen drang vom fernen Dorf herüber
Ein Hundebellen oder Sensendengeln,
Gesang und Lachen, Feierabendklänge,
Gedämpften Schalles durch den Abendduft.
Umher die Kinder — froh in Busch und Hecken —
Versteckten sich und haschten sich mit Jubel.
Doch jezuweilen stahl ein Blick zum Tisch sich,
Zum bärt'gen Fremdling — öfter noch zur Mutter:
Ob sie nicht bald zum Tische freundlich winke,
Austeilend weisen Maßes Brot und Früchte.
Wir saßen so in traulichem Geplauder,
Gedenkend froh der eignen Kinderzeit,
Und dann — wie sich Gespräche manchmal fügen —
So mancher Sage, die der Volksmund kündet;
Wie sie an einen Fels, an einen Quell,
Ein dornumranktes altes Hünengrab
Aus märchengrauer Zeit Erinnrung knüpft;
Ja, wie noch jetzt das sagenliebe Volk
Mit so geheimnisvollen Schauerreizen
Des Zufalls Walten zu umkleiden liebt. —

Da zeigte denn, wo nah in Busch und Baum,
Von alten Uferweiden überhangen,
Ein See im Abendsonnenglanze ruhte,
Der alte Hausherr auf den klaren Spiegel.
„Das Wasser," sprach er, „ist der Weidensee,
Der fordert sich ein Opfer jedes Jahr.
So sagt das Landvolk, und ein jeder glaubt es.
Im vor'gen Sommer — kaum verging ein Jahr —
Da zog man einen Greis aus seiner Flut,
Der von des steilen Ufers losem Rand
Hinabgeglitten war beim Fischeangeln.
Und weiter spinnt die Sage, daß im Jahr
Darauf ein junges Opfer sei verfallen.
So manche Mutter hütet drum ihr Kind
Und hält es fern von seinen blum'gen Ufern."
Fast ängstlich schaut die Hausfrau jetzt hinaus,
Das Auge schattend vor der Sonne Blendung. —
Da plötzlich zuckt ihr die erhobne Hand, —
Ein Todesschrecken auf erblaßter Wange.
Wir, schnell der Richtung folgend ihres Blicks,
Wir sehen schaudernd dort: — in heller Luft
Sich schaukelnd auf dem schwanken Weidenast,
Der weit sich neigte über jenen See,
Das jüngste Kind, ein lieblich holdes Mädchen!
„Hedwig!" — So ruft die Mutter, in der Angst
Besinnungslos, die Klugheit nicht bewahrend.
Das Kind erschrickt — es wendet sich — es taumelt —
Greift in die Luft — ein Schrei und lautes Plätschern.
„Des Sees Opfer!" schreit der Alte ahnend.
Fort stürzten wir, von Sorg' und Angst beflügelt.
Ich eilte schnell voran, und in die Flut
Mich werfend, wo der Kleider lichter Schein
Durchs Wasser schimmerte, erfaßt' ich glücklich
Des Röckchens Saum und ruderte empor
Und schwamm zum Ufer mit der zarten Last.

Voll Angst und Zittern standen Eltern — Kinder.
Die Mutter riß den Liebling mir vom Arm
Mit todesbleichem Antlitz — ängstlich lauschend,
Ob es noch atme, — atemlose Spannung. —
Da hebt sich sanft die kleine Brust und langsam
Schlägt es die Augen auf und schließt sie wieder.
Und stürmisch brach der Jubel aus; doch mich
Erstickte fast das Küssen und Umarmen. —

* * *

Am andern Morgen — heimlich in der Frühe —
Nahm Tasche ich und Stab und schlich mich fort
Und zog von dannen, weiter in die Welt.
Dort lag der blaue See im Morgenduft
Gar klar und freundlich. — In der hohen Luft
Im Blau verloren schmettert' eine Lerche
Und sang und jubelte und jubelte.
Am Ufer aber hob und senkte sich,
Der leichten Wellen Spiel, ein Sommerhütchen —
Und zur Erinnrung löste ich von ihm
Das blaue Band — und lustig mir am Hut
Im Winde flog es, als ich zog von dannen.



Simson

Ach, wie oft im Bibelbuche
Las ich in der Kindheit Jahren
Die Geschichte von dem starken,
Ungeschlachten Helden Simson:
Wie er mächt'ge Taten übte,
Aber endlich ward gefangen
Durch Verrat des glatten Weibes,

Die dem Schlafenden das Haupthaar,
Darin seine Kraft beschlossen,
Voller Tücke heimlich abschor.
Und es jauchzten die Philister,
Schlugen ihn in Eisenfesseln,
Stachen ihm die Augen aus.
Mahlen mußt' er im Gefängnis
Mit dem Reste seiner Kräfte,
Und in Schande und Verhöhnung,
Voller Plage, wie ein Lasttier
Lebt' er lange, traur'ge Wochen
In der öden Finsternis.
Doch indessen wuchs allmählich,
Wuchs des Helden mächt'ges Haupthaar,
Darin seine Kraft beschlossen.

Unterdessen die Philister
Rüsteten ein großes Opfer
Dagon, ihrem Gott, ein Dankfest,
Ihn zu preisen und zu loben,
Daß er gab in ihre Hände
Simson, diesen mächt'gen Helden,
Ihres Volkes stärksten Feind.
Und es waren alle Fürsten
Und vom Volke an dreitausend
Auf des Tempels Dach versammelt.
Opfer dampften und es tönten
Zymbelklänge, Paukenschläge,
Frohes Jauchzen und Gelächter,
Untermischt mit Chorgesang.
Nun, des Festes Lust zu steigern,
Holten sie den mächt'gen Simson
Aus des Kerkers Finsternissen,
Daß er spiele vor dem Volk.
In dem Säulenhof des Tempels

Stand er, mächtig wie ein Löwe,
Und er starrte mit den finstren,
Lichtberaubten Augenhöhlen
Vor sich in das leere Dunkel,
Seiner Harfe Saiten schlagend.

Kleine, feige Hundeseelen
Necken gern den mächt'gen Löwen,
Wenn er zwischen sichern Gittern
Eingesperrt ist und nichts tun kann.
Und sie werfen ihn mit Steinchen,
Kitzeln ihn mit spitzen Stöcklein,
Und es freut sie seine Ohnmacht
Und vergnügt sie seine Wut.
Also taten die Philister,
Höhnten den gefangnen Helden,
Spotteten mit spitzen Worten:
„Simson, wo ist deine Stärke?
Simson, wo ist deine Kraft?!"
Und sie warfen ihn mit Steinchen,
Stachen ihn mit spitzen Stöcklein,
Spieen ihm ins Angesicht.

Aber unverwandt ins Leere
Starrte der gefangne Simson —
Doch im Innern schwoll's empor.
Stärker schlägt der Held die Saiten
Und mit kaum bewegten Lippen
Murmelt, nur ihm selbst verständlich,
Er aus tiefster Brust die Worte:

„Herr, o Herr! gedenke mein!
Nur noch einmal, nur noch einmal
Gib die alte Kraft zurück,
Daß ich meine toten Augen

Räche an der feigen Brut!
Gib sie, Herr, in meine Hände,
Die auch deine Feinde sind!
Herr, o Herr! gedenke mein!"

Unterdes ein frecher Bube
Wagte gar sich in die Nähe,
Zupfte dem gefangnen Helden
Höhnend seine langen Haare.
Und es rieselt durch die Glieder
Seltsamlich dem Helden Simson,
Weil er plötzlich des bewußt wird,
Daß gewachsen das Geschorne,
Daß gewachsen ist sein Haupthaar,
Darin seine Kraft beschlossen.
Und es strömt ihm durch die Glieder
Und er fühlt die alte Kraft,
Fühlt sie seine Muskeln schwellen
Und den Busen mächtig dehnen,
Jene Kraft, wodurch den Löwen
Er mit bloßer Hand zerrissen
Und das Tor von Gasa einstmals
Auf des Berges Höh' getragen,
Jene Kraft, die ihn beseelte,
Als er einst bei Ramath Lehi
Tausend der Philister schlug
Mit dem Backen eines Esels.

Und er sprach zu seinem Knaben:
„Führe mich an jene Säulen,
Jene beiden, drauf des Tempels
Ganze Wucht und Last gelegt ist.
Müde bin ich und ich möchte
Meinen Leib an jene lehnen!"
Und es führte ihn der Knabe.

Suchend tastete der Blinde
Mit den neugestählten Händen
Nach den Säulen ihm zur Seite,
Jenen Säulen, drauf des Tempels
Ganze Wucht und Last gelegt war,
Und er packte sie wie prüfend,
Daß ein Beben durch das Haus ging
Und das freudige Getöse
Und Gejauchze plötzlich stumm ward.

„Meine Seele sterbe mit euch!“
Rief der heldenstarke Simson,
Und die Säulen mächtig fassend,
Neigte er sich kräftiglich! —
Unter Krachen und Geheul
Schmetternd brach das Haus zusammen,
Unter Trümmern jäh begrabend
Volk und Fürsten, Mann und Weib!



Unterdessen in der Nähe,
Eine Stunde wohl vom Tempel,
Wo aus jenes Berges Abhang
Klar ein Silberquell hervorgeht,
Saß ein Jüngling der Philister,
Der zum Feste sich verspätet.
Vor Ermüdung hingesunken
Saß er dort im kühlen Schatten,
Ungeduldig zu erwarten
Seiner Kräfte Wiederkehr.
Und er blickte voller Sehnsucht
Auf das bunte Lustgetümmel,
Das des Tempels Dach erfüllte,
Auf den Rauch der Dankesopfer,

Der in langen, schmalen Säulen
Durch die unbewegten Lüfte
Zu des Himmels Blau emporstieg,
Horchte auf das holdverwirrte,
Ferne, freudige Getöse,
Zymbelklänge, Paukenschläge,
Frohes Jauchzen und Gelächter
Untermischt mit Chorgesang.
Ja, ihm war, als trügen manchmal
Zu ihm her die Frühlingslüfte
Süßen Hauch von Spezereien,
Der an Mädchenkleidern haftet,
Oder auch ein lieblich Düften
Von gebratnen, jungen Lämmlein.
Solches mehrte seine Sehnsucht,
Schärfte seine Ungeduld.
Aber jetzt ein andres Schauspiel
Lenkte seinen Blick zur Seite:
Unter heiserem Gekrächze
Ihre schwarzen Flügel schlagend,
Schwärmte eine Schar von Krähen
Lärmend dort um einen Adler,
Stießen kecklich auf den Räuber,
Der mit still verdrossnem Sinne
Schweigend seinen Weg verfolgte,
Bis der Frechheit ihm zuviel ward,
Bis er kühn und wilden Mutes
Unter seine Pein'ger fuhr,
Daß die schwarzen Federn stoben!

Hinter eines Waldes Vorsprung
Bald verlor sich dieses Schauspiel,
Und der Jüngling lenkte wieder
Seine Blicke zu dem Tempel,
Zu dem Zielpunkt seiner Sehnsucht.

Aber Staunen und Entsetzen,
Tödlich starrende Verwundrung
Malte sich in seinem Antlitz,
Denn der Tempel war nicht mehr!
Eine mächtig breite Säule
Dunkelgelblich grauen Staubes
Stand allein an seinem Orte,
Mählich in der Luft verschwimmend!
Dann ein fernes, fürchterliches,
Schaurig krachendes Getöse,
Übertönt von tausendfachem,
Jammervollem Wehgeheul! —

Auf die Füße sprang der Jüngling!
Spornend seine letzten Kräfte,
Rannte er durch Feld und Wiesen
Zu dem schreckensvollen Orte,
Wo in seinem Riesengrabmal,
Aufgetürmt aus blutbeströmten,
Wildverwirrten Trümmerhaufen
Und erschlagner Feinde Leichen
Lag der heldenstarke Simson,
Zwar zerschmettert, doch gerächt! —



Der Milchbrunnen

Fern in jenen blauen Bergen
In der Einsamkeit des Waldes,
Rings umragt von urgewalt'gen,
Weitverzweigten Riesentannen,
Liegt in ew'gem Frühlingsglanze
Eine wundersame Wiese.

Niemand weiß den Ort zu sagen,
Längst verloren ging die Kunde
Und die Pfade sind vergessen.

Wunderbar, ein seltner Bronnen
Rieselt aus dem Wiesengrunde:
Süße Milch statt klaren Wassers
Rinnt aus der gefüllten Schale,
Und im Regenbogenglanze
Blühn im Umkreis mächt'ge Blumen,
Deren Kelche, deren Becher
Süßer Himmelshonig anfüllt.

Dorthin trägt die Mutter Gottes
In den stillen Mondscheinnächten
Gern die mutterlosen Kindlein,
Nährt sie mit dem goldnen Honig,
Läßt sie an der Silberquelle
Freudiges Gedeihen trinken.
Und sie wiegt sie auf den Armen,
Und aus ihren Himmelsaugen
Strahlt auf die so früh Verlassnen
Göttlich reine Mutterliebe.

Wer es weiß, der kann es sagen,
Wenn so Holdes sich ereignet,
Denn es lächelt in der Wiege
Dann das mutterlose Kindlein,
Und auf seinem ros'gen Antlitz
Liegt es wie ein sel'ger Schimmer
Aus der goldnen Himmelsheimat.



Die Todeslilie

Einst zu Corvey an der Weser
Ward im Kloster jedem Mönche
Kundig seine letzte Stunde,
Denn drei Tage vor dem Tode
Lag in seinem Kirchenchorstuhl
Eine silberweiße Lilie,
Und er schickte sich zum Sterben,
Ordnete die letzten Dinge,
Beichtete, nahm seinen Abschied
Von den mönchischen Genossen,
Und nach dreien Tagen tönte
Hoch vom Turm das Sterbeglöcklein.

In dem Kloster einst zu Corvey
War ein Mönch, den trieb der Ehrgeiz
Zu verwerflich böser Untat,
Und dem greisen Prior legte
Nächtlich er in seinen Chorstuhl
Eine silberweiße Lilie.
Mächtig drob erschrak der Alte,
Sank dahin aufs Krankenlager,
Und nach dreien Tagen tönte
Hoch vom Turm das Sterbeglöcklein.

Prior ward an seiner Stelle
Nun der Mönch, doch faßt' ihn Reue.
Finster und verschlossen brütend
Lebt' er ruhlos seine Tage,
Ob er schlief und ob er wachte,
Immer schwebte ihm vor Augen
Jene weiße Todeslilie,
Und mit angstvoll scheuen Blicken

Mieden seine finstern Augen
Hinzuschaun auf jenen Chorstuhl.
Also schwanden seine Kräfte,
Und es bleichten seine Wangen,
Und aus ihren finstern Höhlen
Stierten seine Augen glanzlos.
Da, als wieder eines Tages
Er den Schritt zum Chore lenkte,
Sank er hin mit heiserm Aufschrei,
Denn es lag in seinem Chorstuhl
Nicht wie sonst die silberweiße,
Nein, es lag dort feuerglänzend
Eine blutigrote Lilie.

Auf dem Krankenbett voll Reue
Beichtete er seine Untat,
Und nach dreien Tagen tönte
Hoch vom Turm das Sterbeglöcklein.

Nimmer sah nach diesen Zeiten
Man im Chore dieses Klosters
Jene weiße Todeslilie,
Und zu Corvey an der Weser
Starben ungewarnt die Mönche.



Ach, armer Paul!

Saß im Fegefeuer eine arme Seele,
Die nicht klagte ob der eignen Schmerzen,
Sondern unablässig seufzend rief sie
Einzig immer: „Paul, ach, armer Paul!“

Als vom Himmel nun ein lichter Engel
Niederschwebte, mildiglich zu trösten
Die so viel gequälten armen Seelen,
Blieb doch diese eine stets untröstlich,
Rief nur immer: „Paul, ach, armer Paul!“
Und es fragte sie der Engel, liebreich
Kühlung hauchend in die Feuersflammen:
„Sprich, was fehlt dir, liebe, arme Seele?“
Und sie sprach: „Ich ließ zurück auf Erden
Meinen teuren, guten Mann, untröstlich.
Er verzehrt in Jammer sich und Klagen,
Einmal nur, ach, nur noch einmal möcht' ich
Wiederkehren auf ein Viertelstündlein,
Trost zu bringen seinen wilden Schmerzen.“
„Nun wohlan, es sei!“ so sprach der Engel,
„Aber tausend Jahre länger mußt du
Dann in Fegefeuersflammen büßen.“
„Gern, und wären's hunderttausend Jahre!“
Und der Engel löste nun die Ketten,
Nahm das Seelchen in die weißen Arme,
Flog mit ihm zur alten Erdenheimat.
Aber, weh, du liebe, arme Seele,
Weh, im Kreise wüster Zechgenossen
Und von einer Dirne Arm umschlungen
Fand sie jenen, den ihr Herz begehrte.
„Lieber, guter Engel,“ sprach sie tonlos,
„Führe mich zurück ins Fegefeuer!“
Milde strahlte nun des Engels Antlitz:
„Mehr als tausend Jahre Feuersqualen
Hast du hier im Augenblick erduldet!“
Sprach's und trug mit sanftem Arm sie aufwärts
Zu des Himmelreiches goldnen Höhn! —



Tristan und Isolde

König Marke, wie die Sage meldet,
Ließ begraben Tristan und Isolden
Zu den beiden Seiten eines Kirchleins,
Noch im Tod die Liebenden zu trennen.
Doch aus Tristans Hügel schoß ein Weinstock,
Rosen wuchsen aus Isoldens Grabe,
Strebten eilig aufwärts an den Mauern,
Trieben mächt'ge, sehnsuchtsvolle Ranken,
Spannen sich empor des Daches Flächen,
Und — ein Wunder war's — nach wenig Jahren
Rankten hoch am First schon ineinander
Unzertrennbar Rosenbusch und Rebe.
Rosen blühten leuchtend nun im Weinlaub,
Trauben hingen in den Rosenzweigen!
Dieses holde Wunder zu beschauen,
Pilgerten herbei aus weitem Umkreis
Gern die zärtlich hold verliebten Paare,
Und nachdem voll Andacht sie gestaunet,
Schauten sie sich leuchtend in die Augen,
Ihre Hände rankten ineinander,
Und sie küßten sich und sprachen gläubig:
„Stärker als der Tod ist treue Liebe!“



Abseits

Des Krieges Woge warf ihn aus,
Todwund und fern vom Vaterhaus,
Und eh sein Name ward jemand kund,
Verschloß ihm der Tod für ewig den Mund.

Auf seiner durchschossenen Brust man fand
Eine Locke grau mit verblichenem Band,

Darauf eine Inschrift zeigte sich:
„Mein lieber Sohn, ich bete für dich!"

Ein Jüngling schön mit lockigem Haar —
Man legte ihn auf die Totenbahr. —
Man trug ihn hinaus beim Abendschein —
Es folgte das Volk in langen Reih'n.

Und als nun verstummte des Priesters Gebet,
Ein Murmeln durch die Menge geht,
Denn es tritt hervor in des Abends Gold
Zur Totenbahr' eine Jungfrau hold.

Und also spricht sie mit bebendem Mund:
„Ich hab' dich gepflegt in der letzten Stund' —
Es härmt um dich eine Mutter sich, —
Für deine Mutter küss' ich dich!"

Die Sonne versinkt im Wolkenmeer,
Und tiefe Stille wird ringsumher,
Dumpf poltert nieder der feuchte Sand —
Gott tröste die Mutter im fernen Land!



Die Kinder im Schnee

Ein Winterabend still und kalt. —
Drei Kinder wandern durch den Wald.

Sie gingen schon oft den Weg allein —
Heut flimmert der Mond mit irrem Schein.

Der Pfad, der sonst so kurz nach Haus, —
Heut mündet er nimmer zum Wald hinaus.

Die kleinen Beinchen schreiten voran.
Da ragt empor der finstre Tann.

Sie laufen zurück und hin und her —
Sie finden im Schnee den Weg nicht mehr.

Es weinen die Kleinen, wohl irrten sie weit,
Kalt ist die Nacht und Schlafenszeit!

Sieh dort, unter Wurzeln ein trocknes Hohl,
Da bettet das Schwesterchen beide wohl.

Trägt Moos und Laub zu ihrer Ruh'
Und deckt mit dem eignen Tüchlein sie zu.

Die Nacht ist kalt, vom Mond erhellt, —
Es funkeln die Sterne am Himmelszelt.

Man hat sie gesucht mit Rufen und Schrei'n,
Man hat sie gefunden beim Morgenschein.

Die beiden Kleinen, sie schlafen fest,
Aneinandergeschmiegt im warmen Nest.

Den Arm gerafft voll Laub und Moos,
So fand man die andre bewegungslos.

So lag sie im Schnee — die Wangen rot,
Die hatte geküßt der eisige Tod.



Brun Jeddeloh

Die Münsterschen kamen über das Moor
Zu rauben und plündern wie oft zuvor.

Sie saßen und schmausten in Jeddeloh
Und waren des fetten Schinkens froh.

„Dirn, sla uns Eier in de Pann,
Denn kamen dor kein Küken van!“

Sie tranken dazu den blumigen Met
Und küßten die Trina und die Margret!

Doch heimlich war entwischt ein Knecht
Über das Moor nach Edewecht.

Die Glocken gehen vom Kirchenturm,
Sie läuten Hilfe, sie läuten Sturm.

Die Bauern kommen mit Beilen hervor,
Sie ziehn nach Jeddeloh über das Moor.

„Was sagen die Glocken? Bauer, sprecht!“ —
„Sie läuten zur Leiche in Edewecht.“

Die Münsterschen trunken von Met und Raub
Sie waren blind, sie waren taub.

Umzingelt ward Brun Jeddelohs Haus.
Man machte den Räubern den Garaus.

Nur einer entkam den Bauern noch,
Dieweil er sich unter die Kletten verkroch.

Brun Jeddeloh aber hat ihn gesehn,
Da mußte der Räuber ums Leben flehn.

Er schrie und bat in Jammer und Not ...
Brun aber sprach und schlug ihn tot:

„Ik sla de Eier in de Pann,
Denn kamen dor kein Küken van!“



Harun Raschid langweilt sich

Den Kalifen Harun Raschid
Plagte böse Langeweile
Eines Abends — schier gestorben
Schien ihm jegliche Empfindung
Für der Menschheit Lust und Schmerzen.
Und er sprach zu dem Vertrauten:
„Weißt du gar nichts auszusinnen,
Um zu lindern meine Pein?"

Und es sprach der kluge Mesrur:
„Vieles schuf ja der Allmächt'ge,
Menschenherzen zu erfreuen.
Steig empor auf die Terrasse,
Lasse deine Blicke weiden
An dem schimmervoll erhabnen,
Ungezählten Heer der Sterne." —
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!"

„Nun, so öffne jene Fenster,
Die auf deinen Garten ausgehn:
Horch im rosenduftgetränkten
Anhauch sanfter Abendwinde
Dem Gesang der Nachtigallen,
Horche, wie des Schöpfrads Schnarren
Sich vermischt dem Sang der Grillen!" —
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!"

„Öffne dann, o Fürst der Gläub'gen,
Jene Fenster nach dem Strome,
Wo die Mastenwälder ragen,
Schlanke Kähne eilig gleiten,
Und ein märchenhafter Würzduft
Unbekannter fremder Länder

Seltsamlich zu dir emporsteigt!“ —
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!

„Lasse deine Pferde bringen,
Deine Stuten aus Arabien,
Hengste, schlank und schenkelzierlich,
Rappen, glatt und schwarz wie Kohlen,
Schöngefleckte Apfelschimmel,
Falbe, golden wie die Sonne,
Feuerglänzendrote Füchse!“ —
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!“

„Fürst der Gläub'gen, an dreihundert
Schöne Weiber birgt dein Harem,
Manche schlank und manche üppig,
Weiße, schwarze, große, kleine,
Unschuldsvolle Rosenknospen
Und in Wollust ausgelernte:
Laß sie spielen, singen, tanzen!“ —
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!“

„Nun, wahrhaftig, Fürst der Gläub'gen,
Nichts mehr weiß ich zu vermelden,
Einzig nur: Laß deinem Sklaven
Dieses Haupt, das nicht vermochte,
Lieblich deine Zeit zu kürzen,
Zu erfinden, was dich freute,
Eilig vor die Füße legen,
Denn er hat es wohl verdient!“

In den Vorsaal ging nun Mesrur,
Ob nicht dort ein Fremder harre,
Dem es wohl gelingen möchte,
Zu erheitern den Kalifen
Durch besondere Erfindung,

Und nach einer kurzen Weile
Freudig mit dem Dichter Dschemil
Kehrte eilend er zurück.

Dieser grüßte den Kalifen
Ehrfurchtsvoll und untertänig.
Und er stimmte seiner Laute
Silbertonbegabte Saiten,
Strich sich dreimal seines langen
Seidenweichen Bartes Fülle,
Und in holdbewegten Tönen
Alsobald erklang sein Lied.

Und er sang vom schimmervollen
Ungezählten Heer der Sterne,
Sang von Nachtigall und Rosen,
Von den Wundern ferner Länder,
Von des edlen Pferdes Tugend,
Sang — was niemals ausgesungen —
Von den Reizen schöner Frauen
Ein begeistert Liebeslied.

Sonderbar — was noch soeben
Dem Kalifen fast verhaßt war,
Nun im Liede dieses Sängers
Stand es neu in goldnem Schimmer.
Und er strich den Bart behaglich,
Seines Auges Feuer glänzte,
Und die Wolke düstern Unmuts
Schwand hinweg von seiner Stirn.

„Wahrlich!“ rief er, „wackrer Dschemil,
Herrlich ist die Kunst des Dichters
Und des höchsten Preises würdig!
Lohnen will ich diese Stunde,

Wie es eines Fürsten wert ist,
Dankbar, daß des Unmuts Dämon
Mit den süßen Melodieen
Siegreich du hinweggescheucht!"

„Edle Steine soll man bringen,
Die da glänzen wie die Sterne,
Dein sei jener Rosengarten,
Und ein Prachtgewand aus Indien,
Eine silberweiße Stute
Aus Arabiens Gefilden,
Und aus meines Harems Mauern
Eine Sklavin jung und schön."

Also dankte Harun Raschid
Königlich dem Dichter Dschemil,
Dankte mit dem Gold der Erde
Für das edle Gold des Himmels,
Das sich aus dem Lied des Sängers
Siegreich leuchtend rings verbreitet
Und zu neuem Glanz verschönet
Alle Dinge dieser Welt!



Die Geschichte von der kleinen, weißen, runden, allerliebsten Hand

Ibrahim, der Sohn Mahadis,
Vetter des Kalifen Mamun,
Schweifte einst durch Bagdads Gassen,
Ganz allein und ohne Absicht.
Da, an einem Gitterfenster,
Das nur halb geöffnet, sah er
Plötzlich eine kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

Ihn durchzuckt' es wie ein Blitzschlag
Und das Blut fuhr ihm zu Herzen,
Und er starrte wie gefesselt
Hin auf diesen Wunderanblick.
Sog sich fest mit seinen Augen
Und verliebte sich im Ansehn
Sterblich in die kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

Ibrahim, der Sohn Mahadis,
Sann auf List. Er trat mit Gästen,
Die zu einem Feste kamen,
Unbefangen in das Haus ein,
Gleich als sei auch er geladen,
Denn er brannte zu erfahren:
Wem gehört die kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand?

Froh begrüßte ihn der Hauswirt,
Hielt ihn für den Freund der Gäste,
Überhäufte ihn mit Ehren,
Führte ihn nach reicher Mahlzeit
Mit den andern in den Prunksaal.
Ibrahim indessen dachte
Immer an die kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

Eine Sklavin, schön wie Mondschein
Trat hervor mit einer Laute,
Sang ein Lied voll Liebessehnsucht,
Rührte mit den schlanken Fingern
Meisterlich die goldnen Saiten.
Schön war ihre Hand — doch nimmer
War es jene kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

Ibrahim, der selbst ein Meister
Des Gesanges und der Saiten,
Nahm die silbertön'ge Laute,
Spielte sie, daß zum Entzücken
Hingerissen alle Lauscher,
Sang dazu ein sehnsuchtsvolles
Lied auf eine kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

Als die andern Gäste gingen,
Bat ihn der entzückte Hausherr:
„Bleib und nenne deinen Namen!“
Ibrahim auf vieles Drängen
Nannte sich dem Hocherfreuten,
Und gestand, daß ihn verlockte
Jene eine kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

Alsobald der edle Hauswirt
Klatschte dreimal in die Hände,
Und es traten aus dem Harem
Vierzig wunderschöne Weiber,
Zeigten ihre Silberhände,
Weich und zierlich — doch darunter
War nicht jene kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

„Meinen ganzen Harem sahst du,
Einzig fehlt noch meine Schwester, —
Laßt sie kommen,“ sprach der Hauswirt;
Und sie kam in Schönheit strahlend,
Daß die andern all verblaßten
Wie die Sterne vor der Sonne:
Ihre war die kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!

„Zwanzigtausend Golddukaten
Geb' ich ihr zum Heiratsgute!"
Sprach der Hauswirt und vor Zeugen
Ward die Schöne dann verschrieben
Ibrahim, dem Sohn Mahadis,
Und es legte sich in seine
Lieblich jene kleine, weiße,
Runde, allerliebste Hand!



Morgenstunde hat Gold im Munde

Es war ein Prinz im Morgenland,
Der gerne noch des Schlafs sich freute,
Wenn schon der junge Tag sich neute
Und hoch die Sonn' am Himmel stand.
Sein Lehrer war des Reichs Wesir,
Dem diese Trägheit nicht behagte,
Weshalb er oft zum Prinzen sagte:
„Mein junger Fürst, nicht ziemt es dir,
Vom kärglich zugemeßnen Leben
Den besten Teil dem Schlaf zu geben,
Das ist ein Raub an teurer Zeit.
Insonderheit die Morgenstunde
Hat nach dem Sprichwort Gold im Munde
Und Frühaufstehn bringt niemand Leid."
Der junge Prinz ward nicht belehrt
Und hat des Goldes nicht begehrt,
Das Morgenstunden in sich haben.
Sich grade dann am Schlaf zu laben,
Das schien ihm mehr als Schätze wert.
Da sah der Lehrer sich gezwungen,
Den träg gesinnten Prinzenjungen
Allmorgendlich mit eignen Händen
Aus dem geliebten Bett zu senden
Und ihn zu wecken mit Gewalt.

Doch es geriet in Zorn und Kummer
Ob dem gestörten Morgenschlummer
Der junge Prinz und dachte bald
Auf Mittel, um sich zu befreien
Von diesen argen Tyranneien.

Drei Dienern gab er Auftrag nun,
Vermummt sich draußen zu verstecken,
Und käm' dann der Wesir zum Wecken,
So sollten sie nicht eher ruhn,
Bis sie ihn ausgeplündert ganz. —
Das machten diese auch mit Glanz,
Und ganz besonders schön und gründlich:
Als der Wesir drauf morgenstündlich
Sich früh zum Wecken hinbegab,
Da nahmen sie ihm alles ab.
Als dieser nun zu seinem Leide
Zum Prinzen kam im Unterkleide,
Da lachte dieser laut und rief:
„Nun kannst du es ja selber sehen!
Das hast du von dem Frühaufstehen!"
Doch der Wesir:
„Du urteilst schief!
Denk, was die Räuber heut gewannen,
Da sie ihr Tagwerk kaum begannen:
Den Turban und den Rock von Seide,
Den Gürtel auch zu meinem Kleide —
Mit Perlen war er reich gestickt —
Die Tasche edelsteinbeschwert,
Den Diamantring hoch an Wert,
Und meine Börse goldgespickt!
Dies alles nahmen jene Leute
Als eine leichte Morgenbeute!
Da siehst du doch: Stets lohnt es sich —
Sie standen früher auf als ich!"



Der Schatz

Ein Araber, den Wüstentrug verwirrte,
Daß in der Öde er den Pfad verlor
Und tagelang in Sonnengluten irrte,
Fand endlich einen kühlen Brunnen vor.
Begierig trank er von der feuchten Flut
Und löschte der verdorrten Kehle Glut.
Doch nun begann mit neuer Kraft zu nagen
Der Hunger, den er lange schon ertragen.
Er sah sich um, gestützt von seinem Stocke,
Sah über sich des Himmels leere Glocke
Und weit und breit nur Steine rings und Sand,
Und ohne jedes Grün die öden Fluren,
Gelagert in der Sonne heißem Brand.
Doch als er folgte den verwehten Spuren
Der Karawane, die hier kürzlich zog —
Welch Freudenglanz sein Antlitz überflog,
Denn ein gefüllter Sack lag dort im Sande!
Ein solcher war es, drin man dortzulande
Als Reisevorrat Datteln mit sich trägt.
Da wird sein Herz von Freude tiefbewegt.
Er stürzt hinzu und reißet an den Schnüren,
Begierig, um den Inhalt zu erspüren!
Und siehe da, welch ungeahnter Segen,
Welch Reichtum, Tausende an Wert,
Welch seltne Schätze leuchten ihm entgegen! —
Allein der Mann, vom Hunger halb verzehrt,
Empfindet drob von Freude keine Spur
Und seufzt voll Schmerz:
„Ach, Perlen sind es nur!“



Der angehende Dieb

Es war ein junger Muselmann
Durchaus gewillt, ein Dieb zu werden,
Drum reiste er nach Chorassan,
Weil es bekannt war, daß auf Erden
Kein größrer Meister solcher Art
Als grade dort gefunden ward.

Der Meister nahm ihn freundlich auf;
Die Tafel war gedeckt im Saale,
Und alle setzten sich darauf
Vergnüglich hin zum Mittagsmahle.
Der Schüler aß in guter Ruh' . . .
Der Meister sah verwundert zu.

„Ei, du verstehst, ich seh' es schon,
Zu essen nicht und nicht zu trinken;
Die Rechte brauchest du, mein Sohn,
Und wir bedienen uns der Linken.
Mich wundert, daß du Dieb dich nennst
Und nicht die Tischgebräuche kennst."

„Du fragst, warum? Zu unserm Heil,
Denn alle Tage kann's passieren,
Daß man die rechte Hand durchs Beil
Des Henkerknechtes muß verlieren,
Drum übt die Linke man beizeit
Und kommt nicht in Verlegenheit!"

Dem Schüler ward so wunderlich:
Ein Schauer ging ihm durch die Glieder,
Und ganz im stillen schob er sich
Zur Tür hinaus und kam nicht wieder
Und sprach: „Bei Allah, der mich schuf,
Ich fand ein Haar in dem Beruf!"



Auf die Form kommt es an

Einst zur Nachtzeit lag und schlief
Harun Raschid, der Kalif,
Und ihm träumte mancherlei.
Aber von den Träumen allen
Gab ihm einer viel zu sorgen,
Als er früh erwacht am Morgen,
Denn es waren ihm dabei
Alle Zähne ausgefallen.

Als der Zeichendeuter kam
Und des Traumes Art vernahm,
Sprach er: „Gott beschütze dich!
Also wird es dir ergehen:
Die sich deines Blutes nannten,
Deine lieben Anverwandten,
Wirst, o Fürst, du sicherlich
Alle vor dir sterben sehen!“

Ob der bösen Deutung Art
Wühlte sich in seinem Bart
Der Kalif und rief in Wut:
„Fort, hinaus mit diesem Raben!
Kann er nichts als Unheil krähen,
Mag er seinen Lohn besehen:
Hundert Streiche voll und gut
Soll er auf die Sohlen haben!“

Einen andern rief man dann.
Dieser war ein kluger Mann.
Und er sprach, als er gefragt:
„Allah wolle Gnade geben,
Langes Leben nach Gefallen

Deinen Anverwandten allen,
Aber dieser Traum besagt:
Du wirst alle überleben!“

Diese Deutung sagte zu,
Und der Mann erhielt im Nu
Hundert Golddukaten bar,
Weil er wußte, wie man läutet.
Denn im Grunde sagten beide
Gleiches — nur in andrem Kleide. —
Hieran zeigt sich sonnenklar,
Was die richt'ge Form bedeutet!



Die Löwenmacher

Drei Brahmanensöhne gingen,
Wohl geschickt in allen Dingen,
Wandernd in die weite Welt.
Sie gedachten vieles Geld
Dort vermöge ihrer Kunst,
Ehrenstellen, Fürstengunst,
Ruhm und Beifall zu erlangen
Und dereinst im Glück zu prangen.

Was im Kopf nur wollte haften
Von geheimen Wissenschaften,
Hatten alles sie gelernt,
Jahrelang der Welt entfernt.
In der schwarzen Kunst Bereich
Tat es ihnen keiner gleich,
Und was ist und was gewesen,
Alles hatten sie gelesen.

Eines Tags mit schnellen Tritten
Kam ein Wandersmann geschritten,
Schloß sich diesen dreien an.
„Sprich, wer bist du, fremder Mann?"
Dieser gab das Wort zurück:
„Fürstengunst und Ruhm und Glück
In der Welt mir zu gewinnen,
Zieh' ich aus mit leichten Sinnen!"

„Sprich, was lerntest du, was weißt du?
Welcher Künste Meister heißt du?" —
„Lernen tat ich nichts, ihr Herrn!
Ich vertraue meinem Stern.
Ich bin pfiffig und gewandt,
Und gesund ist mein Verstand.
Das genügt bei allen Sachen,
Um damit sein Glück zu machen!"

„Ach, umsonst ist all dein Streben!
Dafür wird kein Mensch was geben!
Wandre nur in guter Ruh'
Wieder deiner Heimat zu!
Aber wir — wir sind gelehrt!
Unsre Kunst ist Goldes wert!
Der Verstand ist das Gemeine,
Doch Gelehrsamkeit das Feine!"

Als sie eben so gesprochen,
Fanden eines Löwen Knochen
Sie am Wege rings verstreut,
Und der eine rief erfreut:
„Ha, nun zeiget diesem Mann,
Was ein jeder von uns kann!
Ward uns doch die Kunst gegeben,
Diesen Löwen zu beleben!"

Und die Knochen nahm der eine,
Legte sorgsam Bein zu Beine,
Und der zweite fügte dann
Fleisch und Fell behutsam an.
Doch der dritte sprach: „Nun seht,
Was ein weiser Mann versteht!
Jetzt will ich in seine Nasen
Den lebend'gen Odem blasen!"

Doch der Fremde rief: „Ihr wißt es!
Denkt daran, ein Löwe ist es!
Glaubet mir, er frißt euch auf!"
Doch der dritte schrie darauf:
„Meinst du denn, der Weisheit Kraft
Und die Kunst der Wissenschaft
Soll in meinen Händen schlafen,
Da wir es so günstig trafen?!"

„Ach, entschuldigt," sprach der vierte,
„Wenn ich ungelehrsam irrte.
Gebt mir eines Weilchens Raum,
Bis ich stieg auf jenen Baum!"
Als er saß auf sichrem Ast,
Rief der dritte: „Aufgepaßt!
Jetzt wird meine Kunst das Leben
Diesem toten Löwen geben!"

Hei, wie sich das Untier reckte
Und die mächt'gen Glieder streckte,
Mit dem Schweif die Flanken schlug
Und so stolz die Mähne trug!
Brüllte darauf grauenhaft,
Schlug mit seiner Pranken Kraft
Alle drei zu Boden nieder
Und verzehrte ihre Glieder. —

Als der Löwe fortgegangen,
Stieg der Fremde ohne Bangen
Von dem sichern Ast herab,
Griff zu seinem Wanderstab,
Sprach: „Zwar bin ich ungelehrt,
Doch Verstand ist auch was wert!
Hätt' ich solche Kunst besessen,
Wär' auch ich mit aufgefressen!"



Die beiden Geizhälse

Ein Geizhals, der in Kufa lebte
Und die Vollkommenheit erstrebte,
Ein Meister seiner Kunst zu werden,
Dem ward die Kunde, daß auf Erden
Kein größrer Geizhals sei zur Zeit
Als in Bassora Abu Said.
Alsbald ein heil'ger Wissensdrang
Ihn nach Bassoras Mauern zwang.

Demütig und bescheidentlich
Stellt er sich dort dem Meister vor
Und spricht: „Ein Schüler bittet dich,
O leih ihm ein geneigtes Ohr.
Du wirst ihm gütigst nicht verwehren,
An deiner Kunst sich zu belehren." —
„Willkommen!" sprach nun dieser Mann.
„Doch, daß ich dich bewirten kann,
Laß eilig uns zum Markte laufen,
Um Lebensmittel einzukaufen."
Zum Bäcker ging's: „Wie ist dein Brot?" —
„O Herr, so frisch und weich wie Butter!" —

„Ei nun, da hat es keine Not!
Doch Butter ist ein beßres Futter,
Weil dieser er sein Brot vergleicht,
Nicht Freundchen? das begreift sich leicht;
Drum lassen wir den Brotkauf sein
Und holen lieber Butter ein.“
Zum Milchverkäufer ging es dann:
„Wie ist die Butter, lieber Mann?“ —
„So süß und schmackhaft, frisch und weich
Und dem Olivenöle gleich,
Dem köstlichsten, das nur zu haben!“ —
„So wollen wir an Öl uns laben,
Denn dieses muß doch besser sein.“
Zum Ölverkäufer ging's hinein:
„Wie ist dein Öl?“ — „O Herr, fürwahr,
Wie Brunnenwasser frisch und klar!“ —
„Ei, ei,“ so sprach der Geizhals nun,
„Jetzt weiß ich endlich, was zu tun:
Wir wollen uns an Wasser laben,
Weil dies das Beste, was zu haben!
Wie sich das paßt und herrlich fügt —
Ich hab', soviel für uns genügt,
Zu Haus 'ne ganze Kufe stehn —
Da wollen wir schlampampen gehn!
Die leckre Mahlzeit soll uns frommen!“
Und also ist es auch gekommen!
Sie soffen Wasser wie die Schläuche,
Bis ihnen kullerten die Bäuche.

Sodann mit manchem Dankeswort
Hat sich an seinen Heimatsort
Der Mann aus Kufa froh entfernt,
Vergnügt, daß er so viel gelernt.



Die Träume

Als Karl der Fünfte auf der Jagd
Verloren die Genossen,
Da er zu weit sich vorgewagt,
Traf er von Wald umschlossen
Ein Wirtshaus an des Weges Rand,
Darinnen er drei Räuber fand.

Als nun den Fremden, stolz geschmückt,
Ersahn die Räubersleute,
Da waren sie gar hoch beglückt
Ob dieser guten Beute.
Es lachte ihnen schier das Herz,
Und „Träumen“ spielten sie zum Scherz.

„Mir träumt,“ so fing der erste an
Und grinste vor Behagen,
„Es kleidet übel diesen Mann,
Den schönen Hut zu tragen!
Das ist kein Hut für solchen Tropf,
Der paßt auf einen beßren Kopf!“

„Mir träumt,“ so sprach der zweite gleich
Und ließ ein Kichern spüren,
„Wir ziehn ihm aus, so warm und weich,
Das Wams mit goldnen Schnüren!
In dieser schönen Sommerszeit
Geht's besser sich im Unterkleid.“

Der dritte nahm ihn nun aufs Korn
Und rief: „Was gilt die Wette,
Ihn drückt das schwere Silberhorn
An seiner goldnen Kette!
Mir träumt, daß es am besten paßt,
Wir nehmen ihm die schwere Last!“

„Nie hört' ich,“ sprach der Kaiser dann,
„Von so geschickten Träumen,
Doch eh' ich sie erfüllen kann,
Wollt nur ein wenig säumen,
Bis ich die Kunde euch verschafft
Von dieses Hornes Wunderkraft.“

Der Kaiser stieß das Fenster auf
Und blies ins Horn so helle:
Da kam alsbald in schnellem Lauf
Sein Jagdgefolg' zur Stelle.
Der Kaiser sprach: „Ihr seht es hier,
Die Reih' zu träumen ist an mir!

„Auch ich hab' einen schönen Traum:
Man soll in einer Reihe
An jenen starken Eichenbaum
Euch hängen alle dreie!“
Und was der Kaiser sprach, geschah:
Zu Ende war das Träumen da!



Das Kornkind

Durch seine üppig grüne Saat
Da geht ein Bauer den schmalen Pfad
An einem schönen Sonntagsmorgen
Recht stillvergnügt und ohne Sorgen.
Der Himmel hängt voll Lerchensang,
Von ferne kommt ein Glockenklang,
Und hie und da im Saatengrün
Sieht man wie Gold die Ölsaat blühn,
Des frischen Wachstums würz'ger Duft
Erfüllt die sonnenklare Luft.

Doch sieh: Was schimmert dort so weiß
Im dunklen Grün? Es naht sich leis
Der Bauer der verdächt'gen Stelle
Und sieht auf einem Tüchlein helle
Ein Kindchen ohne Hemd und Röckchen
Gar schön mit weizengelben Löckchen,
Das lächelt ihn so freundlich an
Und streckt nach ihm die Händchen dann.
Der Bauersmann nun voll Erbarmen
Will heben es mit seinen Armen,
Allein das Kind ist mächtig schwer
Und schwerer wird es mehr und mehr.
Vergebens ist des Bauern Streben,
Er kann es nicht vom Boden heben.
Soviel er sich auch müht und zwingt —
Es glückt nicht, daß er's aufwärts bringt.
Das Kindlein aber lächelt immer,
Es strahlt von ihm ein sanfter Schimmer,
Und endlich glänzet es wie Gold.
Dann tönt sein Stimmlein rein und hold:
„Hast wohl vertraut, hast wohl gebaut,
Gebaut auf Gott!" so singt es laut.
Doch kaum verklang das letzte Wort,
Da schwand es aus den Händen fort,
Und rings war weiter nichts zu sehn,
Als nur der grünen Halme Wehn.

„Das Kornkind war's!" so rief der Bauer
Und ihn befiel ein holder Schauer,
Weil es auf seinem Feld gelegen,
Denn das bedeutet schweren Segen,
Wie er seit Jahren nicht geschehen —
Gott geb' ihn allen, die da säen!



Tollus

War ein Gastwirt einst in Hessen
Von dem heißen Wunsch besessen,
Reich zu werden möglichst bald;
Und so trieb er's mit Gewalt:
Schenkte den getauften Wein
In Gemäßen, winzig klein,
Und verfälschte alle Dinge;
Keines schien ihm zu geringe.
Knapp und teuer war das Essen!
Hafer, den er zugemessen,
Stahl er nächtlich wieder fort
Und betrog so hier als dort.
Aber sieh, ihn floh das Glück!
Immer mehr kam er zurück
Und geriet in große Not,
Hatte selber kaum das Brot.
Und da half kein Mühn und Placken,
Half kein Knausern und kein Zwacken;
Plagte er sich noch so sehr,
Blieb sein Beutel dennoch leer.

Eines Tages kam gefahren
Recken Muts und jung an Jahren
Ein Student aus fremdem Land,
Der die schwarze Kunst verstand.
Diesem klagte lang und breit
Nun der Gastwirt all sein Leid,
Sprach: „Daß nichts mir will gelingen,
Geht nicht zu mit rechten Dingen.
Drum erweiset mir die Gunst,
Helft mir doch mit Eurer Kunst!“

Doch es lachte der Student:
„Ei, Herr Wirt, potz Element!
Wollt Ihr freie Zeche geben,
Will ich wohl den Zauber heben.
Ihr habt unten einen Gast,
Der das Eure Euch verpraßt;
Habt Ihr Neigung, ihn zu sehn,
Laßt uns in den Keller gehn."

Beide stiegen dann hinab.
Der Student zog auf und ab
In dem Keller seine Kreise,
Murmelte sein Sprüchlein leise,
Bis er endlich laut beschwor:
„Lollus, Lollus, komm hervor!"
Aus des Kellers finstren Ecken
Kam mit Gähnen und mit Recken,
Als der Studio so gesprochen,
Nun ein Untier angekrochen:
Dick und schwammig, riesengroß,
Wie ein Hippopotamos,
Ganz entsetzlich anzusehn,
Konnte kaum vor Fett noch gehn.
Und es sprach der Studio
Zu dem Wirte nun also:
„Seht Ihr wohl? Das kommt vom Panschen,
Kommt vom Mogeln und vom Manschen!
Alles, was Ihr falsch gemessen,
Das hat dieses Tier gefressen,
Alles hat es aufgesogen,
Was den Gästen Ihr entzogen,
Denn es nährt sich von Betrug!
Und es wurde fett genug,
Denn bei Euren bösen Sitten
Hat es niemals Not gelitten.

Darum — jetzt noch ist es Zeit —
Haltet's mit der Ehrlichkeit!
Dann wird dieser Fluch genommen
Und das Tier herunterkommen.
Alles nämlich kann sein Magen,
Nur nichts Ehrliches vertragen!"
Sprach's und ließ den Wirt allein.
Diesem bebte das Gebein,
Und er schwur, erschreckt genung,
Reuevolle Besserung.



Abermals nach ein'gen Jahren
Kam desselben Wegs gefahren,
Als ein Doktor wohlbestallt,
Der Student, und alsobald
Kehrte dort er wieder ein. —
Gleich den allerbesten Wein
Trug der Gastwirt aus dem Keller:
Malvasier und Muskateller,
Und gar bald aus seiner Küche
Drangen liebliche Gerüche.
Dann mit freudigem Gesichte
Trug die köstlichsten Gerichte
Er dem fremden Doktor auf,
Schmunzelte und sprach darauf:
„Ewig muß ich Dank Euch wissen!
Ihr habt mich herausgerissen!
Seht nur meine Wirtschaft an,
Heut bin ich ein andrer Mann!
Aber eines möcht' ich sehn,
Wie's dem Lollus mag ergehn?
Darum bitt' ich: Zeiget mir
Doch noch einmal dieses Tier!"

Beide stiegen dann hinab,
Und der Doktor auf und ab
Zog im Keller seine Kreise,
Murmelte sein Sprüchlein leise,
Bis er endlich laut beschwor:
„Lollus, Lollus, komm hervor!“
Aus des Kellers finstrem Grunde
Kam es nun zur selben Stunde,
Kroch es her mit leisem Greinen,
Jammervoll auf dünnen Beinen:
Miesepetrig, blaß und krank,
Müd' und hinkend, todesbang.
Jeder Schritt schien's zu ermatten,
Kaum noch warf es einen Schatten.
Daß man klar und deutlich sah:
Seinem Ende war es nah.
Plötzlich aus des Kellers Tor
Kam ein Wirbelwind hervor,
Nahm das Tier und trug's hinaus
Durch das Fenster vor das Haus,
Wo's wie Rauch sich kräuselte
Und gemach versäuselte.

„Seht Ihr,“ sprach der Doktor nun,
„Lollus hat nichts mehr zu tun,
Als zu schnüffeln und zu lungern
Und allmählich zu verhungern.
Darum folgt er seinem Stern,
Sucht sich einen neuen Herrn.
Aber Ihr — zu Eurem Frommen —
Laßt ihn niemals wiederkommen,
Denn das zweite Mal — fürwahr —
Frißt er Euch mit Haut und Haar!“



Der Mönch

Wir stiegen auf aus dunklen Kellerräumen,
Wo Duft und Glut entschwundner Sommertage
In mächt'gen Fässern von Erlösung träumen.
„Jetzt saht Ihr alles," sprach auf meine Frage
Der greise Mönch, „doch dürft Ihr nicht versäumen
Den Blick ins Tal — hoch ist des Klosters Lage."
Er öffnet eine Tür — ein Strom von Helle
Bricht draus hervor — „Herr, dies ist meine Zelle."

Und durch das Fenster, rebenlaubumgeben,
Da schweift der Blick in sonnenklare Weiten,
Wo stolze Berge übergrünt mit Reben
Den glänzend vielgewundnen Strom begleiten,
Wo weiße Schiffe bunten Wimpels schweben,
Bis blau und blauer sich die Berge breiten,
Wo an den Buchten helle Städte glänzen,
Die steilen Gipfel stolze Burgen kränzen.

Wohin die Richtung meine Augen nahmen:
Ein Garten Gottes, herrlich — reich an Schätzen,
Lang' schaut' ich durch den weinumrankten Rahmen
Und ward nicht müd' den trunknen Blick zu letzen,
Bis endlich mir entzückt die Worte kamen:
„Welch Paradies! — Ich muß Euch glücklich schätzen!"
Er seufzt und schauet trüb hinaus ins Klare —
„Ach Herr, es sind nun sechsunddreißig Jahre!"



Der Wassermann

Es war ein Mann so siech und krank,
Daß ihm nicht half des Doktors Trank.
Man sprach, da schlägt nur eins noch an:

„Wem in der Schlucht der Wassermann
Von seiner Quelle tiefstem Grund
Das Wasser gibt, der wird gesund.“
Drei schöne Töchter waren da:
Nun höret weiter, was geschah:

Armide war ein stolzes Blut,
Hielt für die Welt sich fast zu gut.
So schwarz wie Rabenflügel war
Ihr schön gewelltes Seidenhaar
Und ihre Haut wie Elfenbein,
Gleich einer Fürstin sah sie drein.
Mit stolzem Schritt ging sie hinaus
Zu jenes Wassermannes Haus,
Und in den weißen Händen trug
Von Silber sie den schönsten Krug,
Der nur im Hause war gewesen.
Gekleidet war sie auserlesen
In Goldbrokat und Samt und Seide;
Geziert mit köstlichem Geschmeide
War Hals und Nacken, Arm und Hand.
So trat sie hin und trug gewandt
Mit stolzem Wort die Bitte vor.
Der Wassermann kratzt sich am Ohr
Und sieht mit seinen Äuglein grün
Hin auf die Schöne, die so kühn.
„Das Wasser will ich gern dir geben,
Doch mußt du ferner mit mir leben
Als meine Frau an diesem Ort!
Darauf verpfände mir dein Wort.“
Sie sah ihn stolz und feindlich an:
„Was denkt sich dieser Wassermann?
In diesen feuchten Felsenmauern
Will ich mein Leben nicht vertrauern
Als eines haar'gen Scheusals Weib —

Da weiß ich bessern Zeitvertreib!"
So dachte sie und fuhr heraus:
„Nein, nimmermehr, da wird nichts draus!" —
„Ich dacht' es schon," so sprach mit Grinsen
Der Wassermann, griff in die Binsen,
Zog einen schwarzen Stein hervor
Und warf ihn in die Luft empor.
Gleich stand ein blankes Rößlein da,
So schön, wie man es selten sah,
Und scharrte sittsam mit den Hufen
Die grün bemoosten Felsenstufen.
„Dies soll nach Hause dich geleiten —
So stolze Damen müssen reiten!"
Sprach nun der Wassermann galant,
Half in den Sattel ihr gewandt,
So daß Armide, fast gerührt,
Ein wenig Dankbarkeit verspürt,
Denn reiten, das war ihre Lust.
Vor Freude hob sich ihre Brust,
Als nun das Rößlein sanft und sittig
Sie forttrug wie auf Schwanenfittich.
Doch plötzlich rief's: „Heiho! heiho!"
Und in die Hände klatschte so
Der Wassermann, daß toll und wild
Das Rößlein stürmte ins Gefild,
Durch strupp'ges Buschwerk, Wald und Weide,
Durch Dorn und Disteln auf der Heide
Und dann durchs Wasser, dann durchs Moor,
Dann raste plötzlich es durchs Tor
Und warf kopfüber, welch ein Graus,
Die Schöne ab vor ihrem Haus!
Doch an der Stelle, wo's verschwunden,
Ward nur ein schwarzer Stein gefunden.

Sylphide ging am andern Tag,
Die braunen Zöpfe hüpften nach,
Als so im Kleid von Silberzindel
Hintänzelte das muntre Kindel.
Sie trug ein venezianisch Glas —
Gar zierlich und gar schön war das —
Und als sie ankam — augenblicks
Sprach sie nach einem hübschen Knicks
Dem Wassermann die Bitte vor.
Der kratzte wieder sich am Ohr
Und sprach zu ihr wie zu Armiden. —
Gar nicht behagte dies Sylphiden,
Und übermütig lachte sie
Und nicht des Vaters dachte sie.
Sie drehte dreimal sich herum
Und sprach: „Das wäre doch zu dumm,
Müßt' ich mit dir zu Tanze gehn,
Du Patschefuß, das möcht' ich sehn!" —
„Ich dacht' es schon," so sprach mit Grinsen
Der Wassermann, griff in die Binsen,
Zog einen Halm und blies ihn an
Und drehte ihn, da ward's ein Mann
Gleich wie aus Nebeldunst gemacht,
Und eh' Sylphide es gedacht,
Ward sie gepackt, dann ging es fort
In wildem Tanz von Ort zu Ort.
Und gellend pfiff der Wassermann
Und rief mit Donnerstimme dann:
„Heiho, mein Püppchen, tanz, mein Kind,
Dein Tänzer ist der Wirbelwind!"
Das war ein Jagen und ein Toben,
Daß rings die welken Blätter stoben.
Die Wipfel brausten, Wasser schäumten,
Zum Himmel sich die Wogen bäumten,
Und unter Blitzen, Donnerschlägen,

Mit Hagelschloßen, Sturm und Regen
Kam sie halbtot zu Hause an —
Verschwunden war der Tänzer dann.

Doch um des dritten Tages Mitte
Zog nun Elfriede aus, die dritte.
Sie ging in schimmernd weißem Kleide
Und trug nicht Perlen noch Geschmeide,
Allein wie lauter Gold erglänzte
Das Haar, das ihre Stirne kränzte.
Ein irden Krüglein in der Hand,
So trat sie an des Brunnens Rand
Und trug bescheiden und voll Sitte
Dem Wassermanne vor die Bitte. —
Dieselbe Antwort ward ihr dann. —
Es kam sie wohl ein Grauen an,
Dieweil er gar zu häßlich war:
Schilfartig sein verfilztes Haar,
Der Leib mit zott'gem Fell bedeckt —
Ein Popanz, der die Kinder schreckt —
Und seine Zähne spitz und grün.
Doch ohne Schwanken sprach sie kühn,
Weil sie des kranken Vaters dachte,
Dem dies allein Genesung brachte:
„Gibst du das Wasser, bin ich dein!"
Da ging es wie ein Sonnenschein
Gar freundlich über seine Fratze,
Er langte mit der haar'gen Tatze
Hinein in seine Wunderquelle
Und brachte ein Gefäß zur Stelle,
Das war geschnitten aus Smaragd,
Das reichte er der schönen Magd.
Die wollte freundlich dankend gehn —
Er rief: „Bleib noch ein Weilchen stehn!"
Besprengt mit Wassertropfen sie:

Zu lauter Perlen wurden die,
Und Diamanten voll von Glanz.
Nun einer Fürstin glich sie ganz
Und stand mit strahlendem Gefunkel
Gar lieblich in der Felsschlucht Dunkel.
Drei weiße Kiesel nahm er dann
Und sprengte sie mit Wasser an:
Da stand, um sie nach Haus zu tragen,
Ein schimmernder Perlmutterwagen,
Mit zweien Pferdchen, weiß und rein;
Da stieg Elfriede froh hinein.
Die Silberpferde zogen an —
Zur Harfe griff der Wassermann,
Erhob ein liebliches Getön
Und sang dazu so wunderschön,
Daß es ihr Herz gefangen nahm
Und sie Verwundrung überkam,
Wie in dem Leib so reizesohne
Solch eine schöne Stimme wohne.

Die beiden Schwestern aus dem Haus
Sahn spöttisch nach Elfrieden aus.
Da kam sie leuchtend angefahren,
Daß beide stumm und neidisch waren.
Ins Krankenzimmer trat sie ein,
Da glänzte rings ein heller Schein.
Der Vater trank mit durst'gem Munde
Und ward gesund zur selben Stunde.
Die Schwestern aber voll von Neide
Ob jenem schöngeschmückten Kleide,
Die höhnten sie mit argem Sinn
Und nannten sie: Froschkönigin.

Doch Morgens, als noch alles schlief,
Da kam es an das Tor und rief:

„Du schönes Mädchen, komm hervor,
Dein Bräutigam steht vor dem Tor!“
Elfriede aber voller Grauen,
Sie wagte nicht hinauszuschauen.
Nun ging die Haustür leise nur,
Dann rief es wieder auf dem Flur:
„Du schönes Mädchen, komm heraus,
Dein Bräutigam ist schon im Haus!“
Herauf die Treppe kam es dann:
Tapp, tapp, tapp, tapp, nun klopft' es an:
„Du schönes Mädchen, komm herfür,
Dein Bräutigam steht vor der Tür!“
Da ging sie hin und schloß ihm auf.
Ein Schauder packte sie darauf,
Als sie das Ungetüm sah stehn,
So greulich war es anzusehn.
Doch als er sprach: „Nun ist es Zeit,“
Da sagte sie: „Ich bin bereit.“
Drauf er: „Doch wasche mich vorher!“ —
„Ich tu', was du befiehlst, mein Herr!“
Sie wusch ihn, doch welch großes Wunder,
Da fällt das Fell ihm ab wie Zunder,
Und vor ihr steht in schönem Kleide
Von blauem Samt und gelber Seide
Der schönste Jüngling von der Welt,
Der gleich ihr Herz gefangen hält.
Doch draußen stampft's und Schellen bimmeln:
Ein Wagen hält dort mit vier Schimmeln.
Der Diener springt, die Tür geht klapp!
Und schnurr — da sausen beide ab.

Die finstre Schlucht war nun ein Schloß,
Des Türme goldnes Licht umfloß.
Von blühnden Gärten war's umfangen,
Drin Quellen rauschten, Vögel sangen.

Dort lebten sie noch lange Zeit
In eitel Glück und Fröhlichkeit!



Der kluge Pfifferling

Vor Zeiten einst, vor langen Jahren,
Als Zwerge noch im Lande waren,
Herrscht' in Graubünden große Not,
Es wütete der schwarze Tod
Wer Morgens frisch und rosig war,
Lag Abends auf der Totenbahr.
Vom Morgenrot zum Abendschimmern
Hört' man das Sterbeglöcklein wimmern.
Und weiter fraß die Pest umher,
Und ganze Höfe starben leer.
Kein Mittel konnt' das Unheil zügeln:
Es füllten sich mit schwarzen Hügeln
Friedhöfe bis an ihren Rand,
Und Not und Wehklag' war im Land.
Doch wunderbar, am Zwergenvolke
Da ging vorüber diese Wolke:
Sie lebten, wie sie es gewohnt,
Und blieben von der Pest verschont.
So daß es klärlich lag am Tage,
Sie kannten Mittel für die Plage.

Doch, was das Zwergenvölklein weiß,
Entlockt ihm weder kalt noch heiß.
Vergebens Bitten war und Fragen,
Denn keinem wollten sie es sagen,
Bis daß ein kluger Bauersmann
Sich endlich eine List ersann.
Er kannte so ein kleines Ding

Von Zwerg, mit Namen Pfifferling,
Der oft die Ziegen ihm gehütet,
Was er dann also ihm vergütet,
Daß er auf einen Stein ihm legte
Die Nahrung, dran der Zwerg sich pflegte.
Ein Löchlein war in diesem Stein,
Das füllte dieser Mann mit Wein:
Veltliner war's von bester Sorte —
Und dann verbarg er sich am Orte.
Das Zwerglein kam alsbald gegangen
Und sah den Wein an mit Verlangen.
Doch sprach es alsofort zu sich:
„Ei, Pfifferling, nun hüte dich!
Denn wenn du von dem Weine trinkst
Und drob in Trunkenheit versinkst,
So schwatzest du — daß dich der Daus —
Am Ende ein Geheimnis aus!"
Doch glänzten ihm die Äugelein —
Wie duftete der edle Wein!
Und auf die Kniee legte sich
Klein-Pfifferling und pflegte sich
Begierig an dem edlen Duft,
Sog ein die weingewürzte Luft.
Das Näschen sank ihm immer tiefer!
Doch dann erhob er sich, dann rief er,
Indes er mit dem Finger drohte:
„Ich kenne dich, du bist der Rote:
Von dir lass' ich mich nicht belauern!"
Allein nicht lange mocht' es dauern,
Da sog er von dem Dufte wieder!
Es rieselt ihm durch alle Glieder!
Die Finger zuckten, um zu stippen,
Die Lippen spitzten sich, zu nippen
Bis, als er dann zu tief sich beugte,
Von jenes Weines duft'ger Feuchte

An seinem Bart ein Tröpfchen blieb —
Das leckte ab der kleine Dieb.
Da wurde die Begierde groß:
„Ein wenig tunken will ich bloß!"
So rief das weinbegier'ge Ding.
Und also tunkte Pfifferling
Und leckte, tunkend auf und nieder,
Wohl hundertmal den Finger wieder.
Das Löchlein ward allmählich leer,
Das Zwerglein lustig immer mehr
Und sprach und schwatzte bald genug
So durcheinander dumm und klug.
Da dachte sich der Bauersmann:
„Nun ist es Zeit, nun fang' ich an!"
Er kam aus dem Versteck zu Tage
Und tat ans Männlein diese Frage:
„Nun, Pfifferling, sag mir aufs best',
Welch Mittel gut ist gegen Pest?"
Das Männchen von dem Steine taumelt,
Ein wenig mit den Ärmchen baumelt:
„Das weiß ich wohl," so spricht es schnell,
„'s ist Eberwurz und Bibernell!
Doch danach könnt Ihr lange fragen!
Mein Lebtag werd' ich's Euch nicht sagen!"
Dann tanzt es um den Stein herum:
„Ja, Pfifferling ist nicht so dumm!
Und wer ihn zu belauern geht,
Hat nötig, daß er früh aufsteht!"

Der kluge Bauer lief zur Stunde
Nach Hause mit der frohen Kunde,
Und alle Leute eilig taten,
Was der Veltliner Wein verraten. —
So hat des Bauern Pfiffigkeit
Das Land vom schwarzen Tod befreit.



Der betrogene Teufel

Der Teufel ist bekanntlich dumm!
Es weiß die ganze Welt darum.
So mancher hat ihn schon betrogen
Und an der Nas' herumgezogen,
Wie man in Mären und Geschichten
Gar mannigfaltig tut berichten.
So auch mit einem Bauersmann
Fing einst er einen Handel an.
Doch diese Sache ward ihm leid,
Denn dank des Bauern Pfiffigkeit
Da sah er bald ganz sonnenklar,
Daß wieder er betrogen war.
Er spuckte Feuer, Rauch und Flammen,
Nahm seinen ganzen Witz zusammen,
Ging einen neuen Handel ein
Und dacht': Der soll mir sicher sein!
Doch klüger war der Bauersmann,
Der wiederum das Spiel gewann.
Der Teufel fluchte wie besessen
Und hätt' den Bauern gern gefressen.
Er zeigte prustend seine Tatzen:
„Du mußt dich morgen mit mir kratzen!"
So schrie er wütig und versank
Mit einem ziemlichen Gestank.

Der Bauer, der zuvor gelacht,
War nun in große Angst gebracht.
Wer mochte wohl das Ding probieren,
Sich solcher Art zu duellieren?
Schon fühlte er die scharfen Klauen
Und ging nach Haus in Furcht und Grauen.

Ihm schmeckte weder Käs' noch Brot.
Er klagte seiner Frau die Not,
Und dieses Weibsbild war viel schlauer
Als wie der Teufel und der Bauer.
Sie sprach: „Geh du nur morgen aus!
Ich bring' den Urian aus dem Haus,
Und niemals soll es ihn verlangen,
Dergleichen wieder anzufangen."
Frühmorgens ging der Bauer fort,
Vertrauend auf des Weibes Wort,
Und diese nahm dann unverwandt
Ein scharfes Messer in die Hand
Und schnitzte eifervoll und frisch
Quer über ihren eichnen Tisch,
Vertrauend ihrem Weiberwitz,
Wohl zolltief einen breiten Schlitz.
Als nun der Teufel kam gegangen,
Um sich den Bauersmann zu langen,
Rumorte sie gar ärgerlich
Und schalt und zeterte für sich,
Bis daß der Teufel fragte: „Schau,
Was ärgert dich so, kleine Frau?"
Und diese drauf: „'s ist nicht zu sagen
Mit meinem Mann, nicht zu ertragen,
So wütet ja kein wildes Tier!
Ja, zum Verzweifeln ist es schier!
Seht hier den Tisch von Eichenholz,
Mein bestes Stück, mein ganzer Stolz!
Nun denkt Euch nur — heut morgen wieder,
Da fährt's dem Unhold in die Glieder
Und ritsch und ratsch — so bloß zum Witz,
Kratzt er in diesen Tisch den Schlitz!
Gottlob nur mit dem kleinen Finger!
So ward der Schaden doch geringer,
Denn hätt' den Daumen er genommen,

Da wär' es durch und durch gekommen!"
Dem Teufel ward ein wenig schwül,
Ihm lief ein sonderlich Gefühl
Durch seine rauhbehaarten Glieder.
Er sah bedrückt zum Tisch hernieder
Und heimlich dann auf seine Tatzen
Und dacht': „So kann ja ich kaum kratzen!"
Ermannte sich und fragte dann:
„Wo bleibt denn dein geehrter Mann?" —
„Je nun, wo wird er wieder stecken?
Der wird wohl neues Unheil hecken,
Denn irgendwas trägt er im Sinn.
Zur Schmiede ging er eben hin
Und läßt sich schärfen seine Nägel!
Da gibt's ein Unglück in der Regel!"
Dem Teufel wurde immer flauer,
Bedachte sich das Ding genauer
Und sprach: „Wie kann man so was machen?
Das sind ja ärgerliche Sachen!
Du bist wahrhaftig zu bedauern! —
Doch länger will ich hier nicht lauern.
Mir fällt so dies und jenes ein —
Großmutter sitzt auch so allein —
Muß sehn, was meine Leute machen.
Du weißt, gleich gibt's verkehrte Sachen,
Geht nur der Herr ein Stündchen aus.
Grüß deinen Mann, kommt er nach Haus;
Ich sprech' ihn wohl ein andermal!"
Worauf er schleunigst sich empfahl.
Er fuhr in seine Hölle nieder
Mit Extrapost und kam nicht wieder!



Die Leuchtemännchen

Ferchesar liegt bei Rathenow,
Dort war ein Kuhhirt fromm und froh,
Der seine Kühe auf die Weide
Alltäglich trieb in wald'ger Heide
Und seine Sache so verstand,
Wie irgend einer nur im Land.
Doch auch dem Besten kann es fehlen,
Und Abends einst beim Überzählen
Er mit Entsetzen plötzlich sah:
Die bunte Liese ist nicht da!
Welch Schreck! Die beste war's von allen,
Des Dorfes Neid und Wohlgefallen!
Und sie zu suchen alsobald
Kehrt eilig er zurück zum Wald.
Er stolpert durch die finstern Räume,
Reißt sich an Dornen, stößt an Bäume,
Und stecken bleibt in Bruch und Sumpf
Beinah' der Stiefel samt dem Strumpf.
Doch alles Suchen ist vergebens,
Und überdrüssig seines Strebens
Setzt er auf einen Stamm sich nieder,
Zu ruhen seine müden Glieder.
Was tut in solchem Fall ein Mann?
Er steckt sich eine Pfeife an,
Daß tröstlich ziehn um seine Nase
Die bläulichen Verbrennungsgase.
Doch als er nun den Kopf ausklopft,
Bedächtig ihn voll Tabak stopft,
Da glimmt's und flimmert's rings hervor,
Und überall aus Bruch und Moor
Da flammen Leuchtemännchen auf
Und flackern her in schnellem Lauf,
Bis sie den Hirten ganz umringen,

Sich blinkend auf und nieder schwingen
Und sich in wildem Tanze drehn,
Ganz teufelmäßig anzusehn!
Wohl mancher hätte Angst bekommen;
Den Hirten hat's nicht übernommen,
Denn so ein echtes Kind der Mark,
Das fürcht't sich nicht vor jedem Quark!
Er läßt die Dinger ruhig springen
Und ihre Feuerbeinchen schwingen
Und holt aus seinem Futteral
Gemächlich Schwamm und Stein und Stahl.
Doch als er nun will Feuer pinken,
Und schon die ersten Funken blinken,
Da wird das Völkchen ganz wie toll
Und funkelt ihm die Augen voll,
Und ringsum flimmert's dicht bei dicht
Und springt ihm flammend ins Gesicht
Und saust ihm um den Kopf herum! —
Das scheint dem Hirten doch zu dumm:
Er nimmt den Stock ganz unverfroren,
Haut ihn den Dingern um die Ohren
Und schlägt dazwischen kreuz und quer!
Nun wurden's aber immer mehr,
Denn jeder Schlag hat sie verdoppelt!
Das flirrt und flammt und springt und hoppelt,
Und dichter schließt der Feuerkreis!
Dem Hirten wird es siedend heiß,
Und um die Gaukelei zu enden,
So langt er kühn mit beiden Händen
Gerade in den dicksten Haufen,
Ein Leuchtemännchen sich zu kaufen.
Er greift und faßt ein Knöchlein klein,
So zart und weiß wie Mondenschein.
Das scheint den Dingern doch zu grob
Und ganz verwirrt sind sie darob.

Sie flackern plötzlich auseinander —
Es wird ein Huschen und Gewander,
Die einen sich durch Bäume winden,
Verglimmend in die Ferne schwinden,
Hier leuchtet eins noch einmal vor,
Verflackert dann in Busch und Rohr,
Das eine in den Boden taucht,
Das andre in die Luft verhaucht,
Und eh' der Hirt weiß, wie's geschah,
Sitzt er im Finstern einsam da!
Er steckt das kleine Knöchlein ein,
Greift ruhig dann zu Stahl und Stein,
Und ohne weitres Abenteuer
Macht er für seine Pfeife Feuer
Und gibt sich auf den Weg nach Haus,
Zu schlafen alle Mühsal aus.

Allein, kaum ist es Mitternacht,
Erschrocken er vom Schlaf erwacht:
Von draußen kommt ein Flammenschein,
Er hört ein Wispern und ein Schrei'n,
Daß er ans Fenster eilig rennt
Und angstvoll ruft: „Es brennt, es brennt!"
Doch draußen flackert, flammt und flirrt es
Und blinkend durcheinander wirrt es
Von Leuchtemännchen, ganzen Haufen,
Und immer kommen mehr gelaufen.
Die Straße wird ein Feuerbach,
Und alle schrei'n und drängen nach:
„Den Kameraden gib heraus,
Denn sonst verbrennen wir dein Haus!"
Und ganz inmitten dieses Schimmers
Und dieses flammenden Geflimmers,
Als ob sie aus des Waldes Nacht
Die Leuchtemännchen hergebracht,

Geruhig stand die bunte Kuh
Und sah dem Ding gemächlich zu.
Dem Hirten fiel das Knöchlein ein:
„Sollt' dies der Kamerade sein?"
Doch alle hüpften ungemessen
Und schrien und sprachen wie besessen:
„Den Kameraden gib heraus,
Denn sonst verbrennen wir dein Haus!"
Dem Hirten schien das Ding verfänglich
Und solche Drohung sehr bedenklich,
Und, zu versöhnen die Gespenster,
Hielt er das Knöchlein aus dem Fenster.
Das glimmte auf in seiner Hand
Und flammt' empor, und glänzend stand
Ein Leuchtemännchen an der Stelle,
Verbeugte sich in aller Schnelle,
Dreht' eine Nase ihm zuvor
Und sprang in der Gefährten Chor.
Und alle diese leicht Beschwingten
Mit Jauchzen ihren Freund umringten
Und drehten sich in hellrem Glanze
Und sprangen fort in wildem Tanze,
Bis fern verglomm der ganze Chor,
Und alles schwarz war wie zuvor.

Der Hirte bracht' zu Stall die Kuh
Und sucht' zum zweitenmal die Ruh'
Und legte sich und schlief gemach
Vergnügt bis an den hellen Tag.



Das Gnomenwirtshaus

Tief im Wald, in einer Wildnis
Moosbewachsner Felsenblöcke
Liegt versteckt und nur erreichbar
Auf geheim verborgnen Pfaden
Kühl im Grund ein Gnomenwirtshaus.
Knusperknäuschen heißt der Gastwirt:
Wohl versteht im ganzen Lande
Keiner solches Bier zu brauen
Aus geheimen Waldeskräutern,
Klar wie Gold und sanft wie Baumöl.
Britzebrodel heißt der Mundkoch,
Der da in der Felsenhöhle
Bei des Feuers Flackerscheine
Kocht die köstlichsten Gerichte.
Wohlbekannt ist dieses Wirtshaus,
Und des Abends, wenn die Sonne
Sinkt im Westen in die Wipfel,
Kommen rings von allen Seiten
Muntre Gäste hergezogen:
Hackebock, der große Jäger,
Der den Wirt versorgt mit Wildbret,
Kleine Vögel bringt er, Meisen,
Die er listig fing in Sprenkeln,
Und er schleppt manch fette Waldmaus,
Oder oftmals kleine junge
Ringelnattern, die so köstlich
Schmecken, eingekocht in Sauer.
Goldmund kommt, der große Sänger.
Simserich, der Harfenspieler,
Durst'ge Musikantenseelen,
Trippelfix, der flinke Tänzer,
Knickebolz, der wunderkünstlich

Dinge schnitzt aus Holz und Knochen,
Schiffchentritt, der flinke Weber,
Pinkepank, der Schmiedemeister,
Und wie sie noch alle heißen.
Und sie grüßen sich und schwatzen,
Reihn sich um die Felsentische,
Trinken aus den winz'gen Bechern
Kräuterbier in vollen Zügen
Und verzehren mit Behagen,
Was mit Kunst der Koch bereitet.
Dieser ißt gebacknes Heupferd —
Köstlich schmeckt es, wenn die Beine
Sind recht knusperig gebraten —
Jener schmaust gespickte Waldmaus
Mit Kompott aus Rosenblättern,
Und ein andrer schmatzt behaglich
Sauerkleesalat mit Eidechs.

Nach dem Essen wird gesungen
Und ein wenig musizieret.
Hackebock erzählt Geschichten,
Fürchterliche Jagdgeschichten,
Die er oft schon vorgetragen,
Wie er einst das wütig wilde,
Riesenstarke, große Eichhorn
Nach verwegnem Kampf erlegt hat,
Wie er einst die meterlange,
Fabelhafte Ringelnatter
Hat lebendig eingefangen.
Also sitzen sie und schwatzen,
Bis die Nacht sich rings verbreitet.
Einer nach dem andern zündet
Sein Laternchen, wandert heimwärts
Durch die wüste Felsenwildnis.
Knusperknäuschen schließt sein Wirtshaus

Und der Koch verlöscht sein Feuer.
Bald nur blinken noch hernieder
In die schweigend schwarze Wildnis
Still des Himmels goldne Sterne.



Der Liebesbrief

Gar eilig wandert in den Wald
Ein Fräulein zierlich von Gestalt.
Wie flink die muntren Füße schreiten,
Bis in des Waldes Einsamkeiten
Verschwiegen sie das Grün umschließt,
Und jeder Lauscher ferne ist.
So denkt die Schöne — doch verborgen
Saß hier schon seit dem frühen Morgen
Der kleine Waldgnom Knickebolz
Und schnitzte was aus Eibenholz. —
Es war so still, der Westwind schlief,
Nur fern im Grund die Amsel rief
Und durch die Stämme mit Geflimmer
Kam rot der Abendsonne Schimmer.
Das Fräulein setzte sich ins Gras
Und zog hervor und las und las
In einem rosaroten Brief ...
Sie atmete und seufzte tief.
Mit Augen, die begierig flogen,
Ward schnell der Inhalt aufgesogen,
Sie las ihn wieder, immer wieder,
Ihr Busen wogte auf und nieder,
Sie hat zugleich gelacht, geweint,
Wie Sonne, die durch Regen scheint,
Das Brieflein an das Herz gedrückt
Und oft geküßt.
„Sie ist verrückt!“

So dacht' bei seinem Eibenholz
Der kleine Waldgnom Knickebolz.
„Wie kann ein Mensch von Geistesgaben
Sich so um ein Papierchen haben,
Es ist fürwahr nicht zu verstehn!
Doch möchte ich das Ding wohl sehn,
Worüber diese weint und lacht,
Ob es auch mich so unklug macht."
Das Fräulein nun in Träumerein
Sah in den roten Abendschein ...
Das Brieflein sank ins grüne Gras ...
Der kleine Waldgnom merkte das
Und schlich heran und stahl den Brief
Und rannte fort und lief und lief,
Bis er sich in den Dämmernissen
Des Waldes mochte sicher wissen.
Schon dunkel ward es ringsumher,
Drum freute sich das Männchen sehr,
Als grad sein Vetter Brümmer kam,
Der die Laterne mit sich nahm.
„O Vetter, Vetter, welch ein Spaß!"
So rief er und erzählt' ihm das.
„Nun leuchte mal mit der Laterne!
Ich wüßte für mein Leben gerne,
Wie dies Papierchen nur es macht,
Daß man darüber weint und lacht!
Die Farbe kann es doch nicht sein?
Und der Geruch? Zwar riecht es fein,
Doch jede Rose duftet mehr.
Mit Krakelfüßen hin und her
Ist es gar wunderlich beschmiert
Und nicht zum besten ausgeziert.
Das Ding ist nichts! Ein rosa Lappen!
Wie kann man davon überschnappen?
Ich sage: Lieber Vetter Brümmer,

Die Menschen werden immer dümmer,
Besonders was die Weiber sind,
Die haben nichts im Kopf als Wind.
Was hilft's, daß Weise drüber lachen?
Es wird sie doch nicht klüger machen,
Denn was nicht grad ist, das ist krumm,
Und was zu dumm ist, ist zu dumm!"



Der Eiersegen

Im Sommer war's, vor langer Zeit,
Da trat mit weißbestaubtem Kleid
Ein Wanderbursche müd' genug
Einst zu Semlin in einen Krug.
Doch niemand war in dieser Schenke,
Zu reichen Speisen und Getränke —
Nur Fliegen, die vom Tisch aufsummten,
Und Brummer, die am Fenster brummten.

Die Sonne kam hereingeflossen
Und malte still die Fenstersprossen
Hin auf den sandbestreuten Grund.
Es regte sich kein Mensch, kein Hund;
Es waren ganz für sich allein
Die Fliegen und der Sonnenschein.
Der Wandrer auf die Bank sich streckte,
Und seine müden Glieder reckte,
Und dacht': „Die Ruhe soll mir frommen!
Am Ende wird schon jemand kommen!"
Und als er nun so um sich sah,
Fand er ein Häufchen Krumen da,
Das man vom Tisch zusammenfegte,
Und, da der Hunger sehr sich regte,

Begann er eifrig unterdessen
Von diesen Krümlein Brots zu essen.
Dem guten Burschen war nicht kund,
Daß sich auf Hexerei verstund
Des Krügers Frau. Sie wollte eben
Die Krümchen ihren Hühnern geben,
Und da sie abgerufen ward,
Sprach sie darob nach Hexenart,
Bevor sie ging, den Eiersegen,
Wonach die Hühner mächtig legen. —
Und als der Bursche also nippte
Und mit den Fingern Krumen tippte,
Da ward ihm gar so wunderlich
Im Leibe, so absunderlich.
Bis daß auf einmal wundersam
Der Zauberspruch zur Wirkung kam.
Er fühlte sich, als wie besessen.
Und so viel Krumen er gegessen,
So viele Eier mußt' er legen!
Das wirkte dieser Hexensegen!
Er mochte wollen oder nicht,
Das war das Ende der Geschicht':
Er legte einunddreißig Eier,
Und danach fühlte er sich freier.
Dann ward ihm so mirakelig,
So kikelig, so kakelig.
Und ehe er sich recht besann,
Da fing er auch das Kakeln an!
Er konnte diesen Trieb nicht zügeln,
Schlug mit den Armen wie mit Flügeln,
Ging um die Eier in die Runde
Und scharrte kräftig auf dem Grunde
Und kakelte so furchtbarlich,
Daß alles rings entsatzte sich:
Zusammen lief Weib, Kind und Mann

Und schauten das Mirakel an.
Doch endlich ließ der Zauber nach;
Dem armen Burschen war ganz schwach.
Er fühlte ganz elendiglich
Sich außen und inwendiglich,
Und mußte stärken sein Gebein
Mit Käse, Brot und Branntewein!
Ließ sich den Stock herüberlangen
Und ist beschämt davongegangen.
Nach langer Zeit, in späten Jahren,
Hab' ich's aus seinem Mund erfahren.
Da hat er oftmals mir erzählt,
Wie ihn das Hühnerbrot gequält,
Und wie das Ding sich zugetragen.
Zum Schlusse pflegte er zu sagen:
„Das Legen, das ist leicht getan!
Das Kakeln aber, das greift an!"



VI

Fabeln, Satiren und Sinnsprüche

Das Huhn und der Karpfen

Auf einer Meierei
Da war einmal ein braves Huhn,
Das legte, wie die Hühner tun,
An jedem Tag ein Ei
Und kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei!

Es war ein Teich dabei,
Darin ein braver Karpfen saß
Und stillvergnügt sein Futter fraß,
Der hörte das Geschrei:
Wie's kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei.

Da sprach der Karpfen: „Ei!
Alljährlich leg' ich 'ne Million
Und rühm' mich des mit keinem Ton:
Wenn ich um jedes Ei
So kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte —
Was gäb's für ein Geschrei!“



Der Zeisig

War einmal ein winz'ges Ding,
So ein kleines Zitscherling,
Saß vergnügt auf seinem Äste,
Sang sein Lied, wie es ihm paßte.
Sprach die Amsel aus dem Wipfel:
„Ei, du dummer kleiner Zipfel!
Wer nicht besser singen kann,
Der fang' lieber gar nicht an!“
Jener ließ sich nicht betören,
Sprach: „Es braucht nicht zuzuhören,
Wem mein Liedchen nicht gefällt ...
Groß genug ist diese Welt!
Darum laß mich doch in Frieden!
Mir hat Gott nicht mehr beschieden,
Und ich singe früh und spät
So wie mir der Schnabel steht,
Weil ich lustig bin und heiter ...
Wer's nicht hören mag, geh' weiter!“



Grashüpfer sitzt im hohen Gras ...

Grashüpfer sitzt im hohen Gras
Und zirpt und zirpt und denkt sich was
Und denkt: „Wie sing' ich doch so schön!“
Mistkäfer fliegt mit viel Getön
Vergnüglich um den Mist herum —
Freut sich über sein schönes Gebrumm.
Sitzt auch ein Frosch im kühlen Rohr;
Dem kommt sein Quak recht fürnehm vor.
Ein jeder denkt in seinem Sinn:

„Was für ein künstlich Vieh ich bin!“
Spottet wohl gar des andren Gesang —
Das ist so ganz der natürliche Gang.



Der Gimpel

Behaglich sitzt in seinem kleinen Bauer
Der Gimpel, pfeifend sein gelerntes Lied.
Er hängt im Sonnenschein dort an der Mauer,
Er hat es gut und gar nichts fällt ihm sauer,
Er ist zufrieden, wie man deutlich sieht.

Das ist die Kunst! Sie führt zu hohen Ehren:
Man hat das kleine Tier bezahlt mit Gold.
Kann man die Nachtigall wohl Lieder lehren?
Man kann es nicht! Drum soll den Gimpel ehren,
Wer wahrer Kunstvollendung Beifall zollt!

Nun leiert er sein Lied, der brave Gimpel,
Wie er's gelernt hat, alle Tage her,
Pfeift seine Melodie so rein und simpel,
Daß alles jauchzt: „Wie schön singt unser Gimpel
Das Liedchen doch: ‚Wenn ich ein Vöglein wär'!‘“



Das Infusorium

War einst ein Infusorium —
Es war das größte um und um
In seinem Wassertropfen.
Es saß und dacht': „Wer gleichet mir?

Was bin ich für ein riesig Tier!
Ich bin so groß! — so weit man sicht,
Erschaut man meinesgleichen nicht!"

Kam eine Maus an diesen Ort —
Die hatte Durst und trank sofort
Den ganzen Wassertropfen.
Mitsamt den Infusorien all —
Fünfhunderttausend auf einmal.
Gar mancher Mensch ist solch ein Tor,
Wie dieses brave Infusor.



Die eigne Schuld

Zwei Ochsen ziehn den steilen Berg hinauf
Mit großer Müh' und mächtigem Geschnauf
Den eignen Dung. Der eine brummt und spricht:
„Da hab'n wir uns was Schönes angericht't!"



Feine Leute haben feine Sachen

Die große Sau wühlt dort an Nachbars Zaun.
Da kommt ein Igel, struppig anzuschaun,
Und spricht bewundernd zu der Sau: „Fürwahr,
Was hast du einmal doch für feines Haar!"
Und diese grunzt mit einem fetten Lachen:
„Ja — feine Leute haben feine Sachen!"



Die roten Augen

Die Kröte kroch den Weg entlang —
„Gott grüß Euch, schöne Frau Abendblank!"
So sprach der Laubfrosch, der ihr begegnet.
„Ei schönen Dank und seid gesegnet,
Herr Junker Grün, Ihr seid mir wert,
Ihr wißt, wie man die Leute ehrt!
Was sagte gestern der Maulwurf, der Hund,
Der Kriech-ins-Loch, der Wühl-im-Grund,
Der Haufenstoßer, das gräßliche Tier?
‚Guten Abend, Frau Breitfuß!' sagt' er zu mir.
Mir ward ganz übel und schlecht zu Sinn,
Mir wackelt noch heute mein Unterkinn,
Ich wünschte mir, ich wäre tot
Und weinte mir die Augen rot.
Ihr seht es ja und Ihr werdet sehn:
Das wird nun und nimmer vergehn
Und meine Enkeltöchter und -Knaben
Werden noch rote Augen haben!"



Ermunterung

(Phylax an Karo)

Ein Tor, der sich mit Grillen plagt
Und winselt ob der Zeiten Schwung.
Mein Sohn, du hast genug genagt
Den Knochen der Erinnerung!

Dem dient die Welt, der nie verträumt
Die rechte Zeit, den rechten Ort!
Das schnelle Glück ist bald versäumt:
Zuschnappen! heißt das Zauberwort!



Der Storch

Der Storch kommt aus Ägypterland,
Weil Frühlingslüfte riefen.
Er steht auf seinem alten Stand
Und klappert Hieroglyphen.

Da nun Poeten überall
Der Vogelsprache kundig,
So auch den ganzen Klapperschwall
Des braven Storchs verstund ich.

Da er zurück von Pyramid',
Von Nil und Krokodil kam,
So war's ein gar vergnüglich Lied
Vom wunderschönen Nilschlamm.

Ein jeder Storch am Nilschlamm hängt
Und klapprig ihm zu Mut wird,
Wenn er an seinen Nilschlamm denkt,
Und wie's dem Storch da gut wird!

Da krabbelt's hin, da krabbelt's her,
Und allerwegen hüpft es! —
Man geht umher und schmauset sehr,
So glatt hernieder schlüpft es.

Auch weiß der Störche Tradition
Aus grauer Zeit zu sagen:
Die wundervolle Märe von
Ägyptens sieben Plagen.

Die Frösche millionenweis'!
Das war ein Morden schmausend! —
O Zeit, du aller Zeiten Preis,
Du schwandest manch Jahrtausend!

Doch ward erzählt von Ahn zu Ahn
Die Sage so vorzüglich —
Jetzt denkt auch dieser Storch daran
Und klappert so vergnüglich.



Die Sperlinge

O welch ein Geschnatter, was ist denn los?
Ach nichts, es haben die Sperlinge bloß
Bürgerversammlung auf Nachbars Zaun,
Wohl an dreihundert sind dort zu schaun!
Die höchsten Interessen der Sperlingsschaft
Bereden sie dort mit großer Kraft:
Wie die Erbsen stehn und der Kopfsalat
Und was sich sonst ereignet im Staat.
Ein jeder schnattert auf seinem Zweig,
Sie reden alle und reden zugleich,
Sie jilpen und schilpen und machen Skandal
Und zetern, als hätten sie Reichstagswahl! —
Mit einmal reckt sich auf seinem Platz
Ein Alter und warnt: „Terr, terr, die Katz!“

Hurr, burr, sind sie mit einmal fort,
Und Nachbars Katze hat das Wort!



Der weite Gesichtskreis

Die Kröte kroch mit großem Schnaufen
Bedächtig auf den Maulwurfshaufen,
Und sah sich um, von Stolz geschwellt:
„Wie groß ist doch die weite Welt!“



Die Marmorgötter

Die alten Götter hatten's gut,
Sie lebten mit vergnügtem Mut
In des Olympos heitrer Luft
Und labten sich am Opferduft,
Auch Tanz und Spiel war immer da
Nebst Nektar und Ambrosia.
Auch mocht' es mancher wohl probieren
Auf Erden sich zu amüsieren.
Man weiß, ein rechter Schwerenöter
War Zeus, der oberste der Götter,
Und von Frau Venus zu berichten
Sind manche niedlichen Geschichten —
Der kleine Amor, ihr Herr Sohn,
Der kannte alle beide schon.
Ja, ja, das war noch schöne Zeit.
Auf Erden war, so weit als breit,
Manch blanker Tempel aufgerichtet,
Wie ein Gedicht aus Stein gedichtet.
Die Götterbilder standen drein
Aus Elfenbein und Marmelstein;
Und freudig kam im Lustgedränge
Des frommen Volkes gläub'ge Menge
Mit Fleisch und Früchten, Schmuck und Ringen
Und sonst'gen sehr soliden Dingen,
Die brachten sie zum Opfer her —
Das freute auch die Priester sehr!

Ja, goldne Zeiten, goldne Tage!
Dahinter kommt die Zeit der Plage,
Und vor dem bleichen Christengott
Ward ihre ganze Macht zu Spott.

Der Götter Herrschaft ging zu Tode,
Sie kamen gänzlich aus der Mode.
Die Tempel sanken schon in Trümmer,
Die Zeiten wurden immer krümmer,
Es kamen aus dem groben Norden
Rauhbeinige Barbarenhorden,
Für die solch' edle Bildnerkunst
Nur Larifari war und Dunst.
Wein tranken sie aus großen Krügen
Mit mächtigen Barbarenzügen
Und reckten ihre nackten Glieder
Und sangen fürchterliche Lieder,
Und plötzlich setzt der Chorus ein:
„Verungeniert muß alles sein!"
Da ging es schlecht den Götterpuppen,
Den einzelnen, sowie den Gruppen.
Sie schmetterten sie auf den Rasen
Und hackten ihnen ab die Nasen
Und tranken mehr noch von dem Weine
Und schlugen ihnen ab die Beine
Und warfen dann die leeren Töpfe
Den armen Göttern an die Köpfe! —
Kein Mensch tat sich um sie bekümmern.
So lagen sie in Schmutz und Trümmern,
Zu Ende war der ganze Spaß,
Und drüber wuchsen Blum' und Gras!

Doch andre Zeiten, andre Taten!
Die Ernte kam aus diesen Saaten
Und im Verlauf der langen Zeit
Kam auch der Herr Barbar so weit,
Daß seine Kindeskinder sahn:
Die Kunst ist doch kein leerer Wahn!
Und was man damals eingemuddelt,
Nun ward es wieder ausgebuddelt,

Und ob der Köpfe ohne Nasen
Geriet man in entzücktes Rasen,
Und jedes alte Marmorbein,
Das packt' man voller Wonne ein
Und schickt' es zu der Heimat Herde,
Daß es allda ein Kunstschatz werde.
Doch fand man einen alten Rumpf
Und vielfach angepickten Stumpf
Ganz ohne Beine, Kopf und Arme,
Ein Klumpen, daß es Gott erbarme,
So war kein Preis zu hoch und teuer,
Und ein Entzücken ungeheuer!
Die Forscher reisten hin persönlich
Und schwitzten dort ganz ungewöhnlich
Und gruben alles um und um
Und bückten sich die Rücken krumm:
„Haha, was liegt denn dort im Grase?
Das ist ja Venus ihre Nase!
Und dieses linke Hinterbein,
Fürwahr, das ist Apollo'n sein!"
Und weit und breit in jedem Stile
Da baute man Museen viele.
Zwar nannten sie die faden Spötter
„Asyl für obdachlose Götter",
Allein des Kenners Augen schaun
Mit der Bewundrung süßem Graun
Auf all der Schönheit Überreste —
Ihn stört es nicht, fehlt auch das Beste!

Vorüber strömt die dumpfe Menge
In buntem wechselnden Gedränge.
Das meiste rührt sie nicht, ich wett' es,
Doch Bildung ist zu sehr was Nettes,
Und so besieht man auch die Stücken
Mit vorschriftsmäßigem Entzücken

Und spricht mit wichtigem Getön:
„Der Kunstgenuß ist doch sehr schön!"

Sie aber stehn in stillem Frieden,
Die alten Marmorinvaliden,
Und träumen von dem alten Glanz
Und von der Sonne Griechenlands!



Die Mittelmäßigen

Die Musik ist heutzutage
Wohl der Menschheit größte Plage:
Schauervolles wird erreicht,
Wenn der Mensch die Geige streicht,
Oder um die Abendröte
Zwecklos bläst auf einer Flöte,
Und ich hege die Vermutung,
Daß auch der Posaune Tutung
Manchem wohl bei Tag und Nacht
Keine große Freude macht.
Dieser schlägt mit viel Gebimbel
Grausamlich das Klavezimbel,
Jener aber gnadenlos
Kneift das Cello — Gott ist groß!
Seine Langmut ist unendlich,
Treibt's der Mensch auch noch so schändlich.

Andre wieder, wie wir wissen,
Sind der Poesie beflissen,
Kochen zu der Menschheit Schauer
Tag für Tag ihr Herz in Sauer,
Wandeln auf geblümter Au.
Viele Trauer-, Lust- und Schau-
Spiele fließen zäh wie Leder

Aus der öden Dichterfeder,
Und es rinnt die trübe Flut
Ohne Ende! — Gott ist gut,
Daß er solches läßt geschehn,
Ohne ins Gericht zu gehn!

Andre, zu der Menschheit Qualen,
Legen wieder sich aufs Malen
Und beschmieren ohne Ende
Viele schöne Leinewände
Und viel herrliches Papier,
Zum Erbarmen ist es schier! —
Wär' mit Rosen und Kamillen
Ihre Schmierwut nur zu stillen,
Nein, sie wagen frech und wild
Sich an Gottes Ebenbild,
Und sie pinseln und sie kratzen
Süßlich, wabblich ihre Fratzen,
Daß die liebe Sonne weint,
Wenn sie solchen Schund bescheint.
Und so reiht sich Bild zu Bilde
Unermeßlich! — Gott ist milde,
Denn er warf noch nie mit Feuer
Unter solche Ungeheuer!

Doch, wenn mal ein großer Geist
Sich empor zum Himmel reißt
Und vom ew'gen Born der Klarheit
Niederbringt das Licht der Wahrheit,
Muß man sehen diese Ekel,
Diese krummgebeinten Teckel,
Wie sie ihn herunterreißen
Und ihn in die Waden beißen,
Denn sie schätzen jeder Frist
Nur, was ihresgleichen ist!



Frühlingslied

(In der Biedermeierweise)

Frühling ist's, wie höchst erfreulich
Wirket dieser Tatbestand!
Dieses dacht' ich, als ich neulich
Ging spazieren auf das Land.
Lerchen singen wie zur Feier,
Blumen blühen rot und weiß,
Billiger sind schon die Eier,
Und die Butter sinkt im Preis!

Und bei all dem reichen Prangen
Wird das Herz so froh gesinnt,
Da so herrlich aufgegangen
Rüben und Kartoffeln sind.
Ringsum wogen Saatenfelder
Und der Raps in Blüte steht,
Der dem Landmann reiche Gelder
Bringet, wenn er wohl gerät.

Herrlich ist's im Wald zu gehen,
Wenn das Wachstum in ihn fährt!
Ja, dann kann man förmlich sehen,
Wie sich sein Bestand vermehrt.
Und die schöne grüne Wiese!
Prächt'ges Futter wächst darin!
Sicher wohl gewährt auch diese
Einen hohen Reingewinn!

Schafe dort in woll'ger Hülle
Folgen still des Hirten Spur,
Mehrend ihres Vließes Fülle
Für den großen Tag der Schur.

Bunte, wohlgenährte Kühe
Wandeln an dem grünen Hag,
Lohnend ihres Pflegers Mühe
Durch vermehrten Milchertrag.

Und so angenehm im Garten
Ist die holde Frühlingszeit,
Wo Gemüse aller Arten
Uns zum Wohlgeschmack gedeiht:
Wo die zarten Spargel schießen,
Und Radieschen man gewinnt,
Die so köstlich zu genießen
Und so leicht verdaulich sind.

Wahrlich, nicht genug zu preisen
Ist des holden Frühlings Macht!
Solches klärlich zu beweisen,
Hab' ich dieses Lied erdacht,
Das in süßen Melodeien
Mir aus meinem Busen sank,
Als zum erstenmal im Freien
Heut ich wieder Kaffee trank!



Die alte Geschichte

Es jauchzt die Welt: Wir haben einen Dichter,
Den alle schätzen in der gleichen Weise,
Die Männer, Weiber, Kinder, sowie Greise,
Beschränkte Geister und der Weisheit Lichter.

Er greift ans Herz, erheitert die Gesichter
Und lachen macht er uns, indessen leise
Die Träne rinnt, er hebt aus niedrem Gleise
Zu heitren Höhen uns, ein Gramvernichter.

So spricht die Welt. Mitstrebende beneiden
Den Glücklichen, dem Seltenes gelungen,
Der zum ersehnten Ziel ist vorgedrungen.

Der Dichter nun? — Ihm nützet keins von beiden,
Er grübelt sorgenvollen Muts indessen
Und trüben Sinns: Wie schaff' ich mir zu essen!



Das Menschenherz

So lieblich ist keine Frühlingsnacht,
So heiß kein Sommertag gemacht,
Kein Herbst so reich, kein Winter so streng,
Keine Welt so weit, kein Ohr so eng,
Kein Flaum so weich, so hart kein Erz
Wie du, vielfältig Menschenherz!



Freundschaft und Liebe

1.

Wolle nie im Flug erreichen
Freundschaft, jenen hohen Stern! —
Hülle wird auf Hülle weichen,
Und allmählich naht der Kern.

Jäher mag die Liebe flammen,
Schneller glühen himmelwärts, —
Aber fester hält zusammen,
Fand sich mählich Herz an Herz.

2.

Aus dem Walde, wenn ich rufe,
Wieder tönt der Stimme Schall;

So ertönt im Freundesherzen
Meines eignen Widerhall.

Aber zum Akkord sich einen
In der Liebe Herz und Herz, —
Und vereinte Klänge steigen
Selig jauchzend himmelwärts.



Die guten Dinge

Ach, es gibt doch noch gute Dinge:
Nachtigallen, Rosen und Schmetterlinge,
Goldnen Wein und roten Mund
Und ein Herz frisch und gesund!



Ein Glück

Das muß ein großes Glück ich nennen,
Daß viele, die mich gar nicht kennen,
So Mann als Weib, so Greis als Kind
Doch meine lieben Freunde sind.



Inschrift

gedacht für das Reichswaisenhaus in Lahr

Du arme Waise tritt herein
Und reich' uns deine Hand;
Es will nun deine Mutter sein
Das deutsche Vaterland.



Das Schicksal

Was nützt es gegen das Schicksal zu schrein?
Der Kettenhund beißt sich an dem Stein,
Der ihn getroffen, die Zähne entzwei —
Dem Steine ist es einerlei!



Auch so einer!

Wenn sich ein richtiges Genie
Mal grade so betrinkt wie sie,
Oder gleich ihnen muß was pumpen,
Freun sich herzinnig alle Lumpen.



Die schlimme Sorte

Eine Sorte von Menschen macht gleich mich verstummen,
Das sind die superklugen Dummen.
Da hilft nur das: Sie schweigend zu tragen
Oder sie einfach niederzuschlagen.



Bescheidenheit

Philister mögen es gerne leiden,
Wenn große Männer sind „bescheiden“;
Doch könnt ihr mir glauben auf alle Fälle:
Wer wirklich was leistet, der kennt seine Stelle!



Rate mir!

O du liebe, holde, gute,
Einz'ge Freundin, die ich hab',
Rate mir: Soll ich ihn nehmen?
Aber rate mir nicht ab!



Das Künstlerpaar

Er:

Du steigst empor, man jauchzt dir zu!
Fast stört's ein wenig meine Ruh',
Denn eines könnt' ich nicht ertragen:
Wenn du mich würdest überragen!

Sie:

Du bist mein Licht und meine Wonne!
Steig wie ein Adler auf zur Sonne!
Und lässest du mich weit zurück, —
Nur um so größer wird mein Glück!



Ja Bauer, das ist ganz was anders!

Wenn andre Leute Rätsel raten
Und Rösselsprünge und Scharaden,
So sagt man: „Um die Zeit ist's schad!"
Doch wenn die Herrn Gelehrten machen
Ebenso unnütz verzwickte Sachen,
So nennt man's: „Wissenschaftliche Tat!"



Der Anempfinder

Des Abends in weichem Gestühle
Sitz' ich beim Tee alleine
Und fühle die schönsten Gefühle
Des göttlichen Heinrich Heine.

Mein Herz gleicht auch dem Meere!
Es regt sich und woget atlantisch —
Ich fühl' es mit Staunen, auf Ehre!
Und seufze: O Gott, wie romantisch!



Fremd und echt

Heute gilt, was fremd und echt,
Echtes Bier und fremden Stil
Will das heutige Geschlecht,
Denn das eigne gilt nicht viel.

Durch die Spiegelscheiben fällt
Gar zu hell des Himmels Licht —
Lieber sehn die ganze Welt
Wir vor Butzenscheiben nicht!



Der neue Stil

Ein Jahrhundert ist nun vergangen
Mit Empire haben wir's angefangen,
Wir haben in ferne Zeiten geschaut
Und griechische Tempel im Norden gebaut,
Romanisch und Gotisch kamen daran,
Dann fing's mit der Renaissance an,

Drauf wurde die Welt von neuem froh
Des Barock und des Rokoko,
Und das neue Jahrhundert beginnen wir
Ganz wie das alte mit Empire.
Was haben wir denn Eignes erwischt
In hundert Jahren? — Einfach nischt!



Modern

Wunderliches sieht man geschehn:
Heute will niemand sein Handwerk verstehn,
Verse und Bilder gibt es zu schauen,
Hingesudelt und hingehauen.
Früher, da schätzte man das Klare —
Heute gilt Unverstand für das Wahre
Und was beliebige dumme Jungen
Im Katzenjammer geschmiert und gesungen.



Nach oben

Du darfst dich nicht nach unten vergleichen!
Hinz und Kunz sind leicht zu erreichen,
Müller und Schulze sind bald übertroffen —
Halt dir den Blick nach oben offen!



Goethe

1.

O großer Goethe!
Du leuchtest wie der sonnenhelle Tag,
Du bist die Morgen- und die Abendröte!

2.

Quelle der Weisheit, Born des Lichts!
Vor dir, Erhabner, fühl' ich mein Nichts!



Dichten und konstruieren

Konstruieren ist Dichten! hab' ich gesagt,
Als ich mich noch für die Werkstatt geplagt.
Heut führ' ich die Feder am Schreibtisch spazieren
Und sage: Dichten ist Konstruieren!



Die Lust des Schaffens

Die Lust des Schaffens in Weihestunden,
Die haben die Dilettanten erfunden.
Die Qual des Schaffens im Niesichgenügen,
Das ist das wirkliche Künstlervergnügen!



Ein Unterschied

Abrakadabra! spricht der Meister,
Und sieh, es beugen sich die Geister.
Doch an des Stümpers Hokuspokus
Da haben sie nur ihren Jokus.



Poetenjammer

Poetenjammer abgrundtief
Und gar nicht zu verschmerzen
Ist, wenn man lacht bei seinem Ernst
Und weint bei seinen Scherzen.



Nachahmung der Franzosen

Haben wir den Feind aufs Haupt geschlagen,
Um seine abgelegten Hosen aufzutragen?



Das Buch

1.

Gar schnell vergeht des Schauspiels Schimmer,
Der Oper Klang, des Tanzes Flimmer —
Ein gutes Buch hast du für immer!

2.

Darf's als ein Wunder nicht erscheinen?
Ein Büchlein aus Papier und Leinen
Verdeckst du mit der Hand, der kleinen,
Und machst doch Tausende lachen und weinen!

3.

Es gleicht des Fortunatus Säckel
Ein gutes Buch. Hebst du den Deckel,
Ist es dir immer wieder hold
Und spendet stetig neues Gold!

4.

Der erste schreibt es,
Der zweite vertreibt es,
Der dritte verschmäht es,
Der vierte ersteht es,
Den fünften entflammt es,
Der sechste verdammt es,
Der siebente schätzt es,
Der achte versetzt es,
Der neunte verpumpt es,
Der zehnte zerlumpt es,
Der elfte vergräbt es,
Der zwölfte verklebt es
Zu Tüten, denn im Krämerladen
Da kommen sie schließlich alle zu Schaden!

5.

Das ist fürwahr ein lumpiges Treiben,
Wenn Lumpe auf Lumpen Lumpiges schreiben.



Von innen

Hör nicht, was die andern schrein!
Wage stets du selbst zu sein!



Die gute Seite

Zwei Seiten hat alles in dieser Welt —
Verzeiht, wenn mir die gute gefällt!



Heimatkunst

Folge niemals fremden Moden,
Welschem Wind und nord'schem Dunst,
Denn nur aus der Heimat Boden
Wächst und blühet wahre Kunst.



Märchen

1.

Mit Augen des Geistes leibhaft Gesehenes
Ist oft wahrer als wirklich Geschehenes!

2.

Willst du den Menschen die Wahrheit sagen,
Mußt du ihnen Märchen vortragen.



Der Kannibale

In einem grünen Tale,
Da sitzt ein Kannibale.
Er wetzet seine Messer,
Es ist der Menschenfresser.

Hat lange nicht gegessen,
Ihn hungert ungemessen,
Da kommt ganz unbefangen
Ein junger Mensch gegangen.

Der Kannibale greift ihn,
In seine Höhle schleift ihn

Und fraget ihn die Worte:
„Was bist du für 'ne Sorte?“

Mit bleichen Mienen spricht der:
„Naturalismus-Dichter!“
Und fallen läßt das Messer —
Der arme Menschenfresser.

Und seinen Magen schüttelt's,
Die Eingeweide rüttelt's!
Er spricht: „Dich lass' ich schießen!
Du bist nicht zu genießen!“



Die große Flut

Zu dichten ist gar leichte Kunst;
Ein Blatt Papier, ein wenig Dunst —
Und wenn der Reim so leidlich schnappt,
Und Bild auf Bild erträglich klappt,
So ist das Ding auf einmal da;
Man weiß es kaum, wie es geschah —
Nur daß man in die Tinte tunkt,
Und daß der Geist ein wenig funkt.
Auch kosten tut es gar nicht viel;
Papier und Tint' und Federkiel —
Kein' teure Farb' und Leinewand,
Kein Marmor, keine Freskowand . . .
Ein viele Seiten lang Gedicht —
Mehr als 'nen Groschen kost't es nicht!
Und da nun, wie ihr alle wißt,
Der Deutsche liebt, was billig ist,
Und viel hat gern für wenig Geld,

Drum auf das Dichten er verfällt,
Vertreibt in großer Häufigkeit
Mit Poesie sich seine Zeit.

Wenn nun das bißchen Poesie,
Das gütig Gott der Welt verlieh,
Für so viel Menschen reichen soll,
Kriegt jeder nur ein Tröpfchen voll.
Das dünnt er dann mit Wasser fein
Und füllt's in seine Bücher ein,
Macht einen blanken Goldschnitt dran
Und ist nun ein gedruckter Mann.
Dann stehn sie all und rufen: „Hie
Seht ihr die wahre Poesie,
Den echten rechten Himmelsaft
Voll Mildigkeit und starker Kraft,
Mit vielem Fleiß bei Tag und Nacht
Verfertigt und zu stand gebracht!"
Anfangs noch hörte man danach;
Doch, trank mal einer, ward ihm schwach,
Und ward ihm elend, flau und dumm,
Nahm's dem Poeten mächtig krumm;
Tat einen Fluch mit großer Kraft
Auf den vermaledeiten Saft. —
Ein jed' Gedicht, das sah er dann
Mißtrauisch von der Seite an,
Und traut' ihm nicht, und graut' sich sehr,
Daß es von jener Sorte wär',
Und sprach: „Viel lieber trink' ich nie,
Als solches Zeug, zu schlecht fürs Vieh!"
So kam allmählich Schritt für Schritt
Die Poesie in Mißkredit;
Und selbst dem Dichter, der voll Kraft
Am echten Quell sein Teil errafft
Und ihn verschenkte goldesklar,

So rein, wie er gewachsen war,
Dem traute keiner mehr so recht;
Man hielt auch seinen Trank für schlecht.

Die Wasserdichter schrieen sehr
Und schalten laut: „Die Zeit ist leer,
Und nur dem Mammon huldigt sie
Und hat nicht Sinn für Poesie!“
So schrieen sie mit viel Gewicht
Und ließen doch das Dichten nicht:
Es ward ein Meer gar lang und breit
Zum Schreck der ganzen Christenheit,
Und kam mit Recht so Weib als Mann
Ein Schauder und ein Grauen an.
Und höher steigt der Wasserschwall!
Wer setzt dem Unheil Ziel und Wall?
Was taten wir, daß also hart
Uns diese nasse Strafe ward?
O ew'ger Himmel, mach' es gut:
Erlös' uns von der Wassersflut!



Das Buch aus der Leihbibliothek

Das ich hier in Händen halte,
Dies zermürbte Buch, dies alte,
Blei- und tinten-argbeschmierte,
Eselsohrenreichgezierte,
Kaffee-, tee- und bierbefleckte,
Fliegen-, fett- und ölbekleckte,
Dem als Spur der Wanderschaften
Tausend schlechte Düfte haften,
Dieses Buch, zerlumpt, entstellt:

Dieses liest die deutsche Welt!
Liest die Köchin bei dem Braten,
Auf der Wache die Soldaten,
Liest der Sträfling in der Zelle,
Der Commis bei seiner Elle,
Liest der Hagestolz im Bett,
Und das ganze Lazarett.
Dann, die Schönste aller Damen
Mit dem glanzerfüllten Namen
Nimmt dies Buch so wohl durchdüftet
Und von jeder Luft durchlüftet
In die zarte, weiße Hand!
Von des Dichters Kunst gebannt
Bald der Schönen, zart besaitet,
Eine Träne sanft entgleitet
Und erfüllt den großen Zweck:
Nie ein Leser ohne Fleck!
O Gedanke, groß und mächtig,
O Erfolg, so wunderprächtig!
Wie gesegnet der Poet,
Der die edle Kunst versteht:
Hoch und niedrig, arm und reich;
Diese Schmiere macht es gleich!
Ach, wer noch im Dunkel lebt,
Nach dem hohen Lorbeer strebt;
Dieser fühlt mit heißem Sehnen
Einen Wunsch den Busen dehnen:
„Lieber Himmel," fleht er täglich,
„Schenk auch mir das Glück unsäglich:
Laß auch meine Dichterein
Einst so herrlich fettig sein!"



Das Sonett

So recht geeignet ist für spitz verzwickte
Verschnörkelte Ideen die verzwackte
Sonettenform und für modern befrackte
Gedanken eine wunderbar geschickte.

Und wer von Weisheit nur ein Körnlein pickte
Und von Ideen nur ein Ideelein packte,
Der zwängt es gerne in die höchst vertrackte
Sonettenhaut, die viel und oft geflickte.

Die Freude dann, wenn das Geflick ihm glückte
Und schwitzend er sein Nichts zusammenstückte,
Darob er manche Stunde mühsam hockte!

Doch hilft's ihm nimmer, daß er drückt' und druckte,
Weil gähnend ob dem künstlichen Produkte
Die Menschheit ruhig einschläft, die verstockte!



Das Lied vom Dichter

Was ein gerechter Dichter ist,
Macht Verse fast zu jeder Frist.
Er reitet seinen Pegasum
Und dichtet alles um und um.

Darum wird er auch selten fett,
Denn Morgens früh in seinem Bett,
Bevor ein andrer kaum erwacht,
Hat er schon ein Sonett gemacht.

Terzinen werden eingestippt,
Wenn er den Blümchenkaffee nippt;

Verzehrt zum Frühstück er sein Ei,
Macht er ein Triolett dabei.

Und wenn er seine Suppe ißt,
Er löffelweis' die Jamben mißt,
Und wenn er seinen Braten kaut,
Im Geiste er Trochäen baut!

Tut weiter nichts in dieser Welt,
Darum hat er auch nie kein Geld!
Dies kümmert ihn zu keiner Frist,
Weil's auch ein Stoff zum Dichten ist.

Hat er kein Bett, hat er kein Haus,
So macht er ein Gedicht daraus!
Hat er ein Loch im Rock, im Schuh,
So stopft er es mit Strophen zu!

Nichts ist zu groß, nichts ist zu klein:
Er sperrt's in seine Verse ein.
Nur was man nicht besingen kann,
Das sieht er als ein Neutrum an.

Der Frosch, der auf der Wiese hüpft,
Die Maus, die in ihr Löchlein schlüpft,
Der Käfer, der im Teich ersoff,
Sind alle miteinander „Stoff“.

Was kühn noch in die Lüfte strebt,
Was schon die Erde umgebebt,
Ob heil und ganz, ob kurz und klein —
In seinen Vers muß es hinein!

So zählt er seine Silben ab
Vergnügt bis an sein kühles Grab,
Und unter seinen letzten Band
Schreibt „finis“ hin des Todes Hand.

Was ein gerechter Dichter ist,
Benutzet auch die letzte Frist,
Macht eine Grabschrift noch zuvor
Und legt sich auf sein Dichterohr.

Die Leute stehen trauervoll
Dann um sein Grab und schauervoll.
Ein jeder denkt sich, was er will,
Doch meist: „Gottlob, nun ist er still!“

Es wächst dann in der Jahre Lauf
Dort eine Zitterpappel auf;
Und ob der Wind schläft oder wacht:
Die Blätter flüstern Tag und Nacht!



Immer praktisch

(Aus den Privatliedern eines Romanschriftstellers)

Verse schrieb ich, viel und fleißig,
Als ich jung war und nicht klug,
Täglich wohl so an die dreißig
Und, das denk' ich, ist genug!

Voll Empfindung bis zum Rande,
Voll Gefühl und voll Genie,
Und sie reisten durch die Lande,
Aber niemand wollte sie!

Dieses war mir recht verdrießlich
Und gefiel mir gar nicht sehr:
Essen will doch jeder schließlich,
Aber trinken fast noch mehr.

Und ich machte mir ein Schema,
Und Romane schrieb ich schnell,

Feuilletons auf jedes Thema,
Immer spannend und „aktuell“!

Dieses war der Welt pläsierlich,
Dieses brachte auch was ein:
Austern aß ich ganz manierlich,
Trank dazu den besten Wein!

Lasse jetzt die Feder gleiten,
Wie sie will und wie sie mag:
Verse mach' ich nur zuzeiten
So am Sonntagnachmittag.

Denn, was hilft mir eine Mühle,
Drinnen man kein Mehl gewinnt.
Und was nützen die Gefühle,
Wenn sie nicht verkäuflich sind?



Ein jeglicher nach seiner Art

Der eine lebt asketisch,
Der andre sehr ästhetisch.
Der eine treibt's poetisch,
Der andere exegetisch.
Die eine liebt den Nähtisch,
Die andere den Teetisch.
Ob praktisch, theoretisch,
's hat jeder seinen Fetisch!
Drum laßt, ihr andern Narren,
Auch mir doch meinen Sparren!



VII

Gelegentliches

Zu Otto Roquettes siebzigstem Geburtstag

Telegramm

Die Leier ist in diesen Zeiten
Nicht mehr am alten Platz.
Heut greift der Dichter in die Saiten
Des Telegraphendrahts!
Und mit den Blitzen um die Wette
Durch Länder saust sein Sang,
Sein Jubelruf: Otto Roquette,
Er lebe hoch und lang!



Zu Klaus Groths siebzigstem Geburtstag

Muddersprak, wo schön du büst —
Keiner hett dat ahnt und wüßt
Bet Klaus Groth — dei fünn' den Ton —
Gäw' em Gott den richt'gen Lohn!

Ja, nu löppt dei niege Born
Un is ümmer gröter word'n,
As en Strom geht hei sin'n Gang
Mit väl Grabenwater mang.

Un so klor füng hei doch an:
An den Quickborn willn wi gahn,
Wo hei ut dei Heir upspringt
Und sin säuten Leire singt:

As dei Lewark äwer't Kurn,
As dei Fritsch in den Durn,
As dei Baukfink in dat Grön,
As dei Nachtigal so schön!

Und wo speigelt hei dei Welt,
Wisch un Goren, Holt un Feld.
Hus un Hof un Heir un Mur,
Grar so schön as in Natur!

Ja, wi seggen schönen Dank,
Fleiten sall dei Born noch lang!
Uns Klaus Groth sall lang noch läb'n
Un uns niege Leire gäb'n.



Theodor Fontane

Zum siebzigsten Geburtstage

Er hat es getragen siebenzig Jahr
Des Lebens Lust und Leid,
Der Jüngling dort im grauen Haar,
Ihn beugte nicht die Zeit.

Leicht und elastisch blieb sein Schritt,
Sein Nacken grad und stark.
Die Jahre nahmen ihn nicht mit,
Den Wandrer durch die Mark.

Und was der Jüngsten Herz bewegt,
Das fühlt das seine auch,
Weil es in ew'ger Jugend schlägt
Nach echtem Dichterbrauch.

Ja, ein Poet von seltner Art,
Wie es nur wen'ge sind,
Gesund und zäh und nicht zu zart,
Des Bodens echtes Kind.

Ein Baum, der ob dem dürft'gen Sand
Den stolzen Wipfel wiegt
Und in das traute Heimatland
Die zähen Wurzeln schmiegt.

So steht er da, des Lebens voll
Ein Mann von echtem Schlag,
„So komme, was da kommen soll
Und komme, was da mag!“

Was kommen soll, das weiß ich schon,
Viel Tage hold und gut,
Und süße Ruh' und reicher Lohn
Und junger Lebensmut.

Und mancher neue Wandergang
Durchs alte Heimatland,
Bei Sonnenschein und Vogelsang
Durch Moor und Bruch und Sand.

Wo buchtenreich die Havel geht
Mit manchem Sonnenblitz
Und zwischen stolzen Wipfeln steht
Manch alter Herrschaftsitz.

Wo Fenn und See im Waldrevier
Ruhn an des Hügels Fuß,
Da sollen Kiefernwipfel dir
Noch säuseln manchen Gruß.

Und wandern sollst du lang noch so
Durch Wiese, Wald und Heid',
Der vielgeliebten Heimat froh
Als wie in alter Zeit.

Und alles grüßt dich dann aufs neu
Und nicket hold dir zu —
„Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du!"

Drum stoßet an mit hellem Klang
Und ruft es laut und stark:
Er lebe hoch, er lebe lang,
Der Wandrer durch die Mark!



Heinrich Heine

Zur hundertjährigen Gedenkfeier seines Geburtstages

O Heinrich Heine,
Noch heut bekämpft, geliebt, geschmäht, bewundert,
Weil du gemischt das Hohe und Gemeine.

Gleich der Akazie
Wiegt sich dein Wipfel voller Liederblüten
In reinem Schimmer und von holder Grazie.

Doch auch in losen,
Unart'gen Liedern seltsam sich verbindet
Ein Duft von Patschuli und wilden Rosen.

Was du gewesen,
Das kann man heut noch in der Sprache spüren
Und aus den Versen junger Dichter lesen.

Du warst kein Goethe,
Doch leuchtend standest du, ein neuer Stern
Von seltnem Glanz, in seiner Abendröte.



Wilhelm Busch

Zum siebzigsten Geburtstage

Siebzig Jahre gehn im Husch,
Plötzlich ist man, lieber Busch,
Als ein Greis im Silberhaar
Ein verehrter Jubilar!
Zieht man dann auch saure Mienen,

Daß man, statt bei seinen Bienen
Auf die ganze Welt zu pfeifen,
Dankend muß zum Käppchen greifen,
Sagt der Weise doch zu sich:
„Willem, na, denn helpt dat nich!"
Wenn man dann auch tief bereut,
Daß man einst die Welt erfreut
Mit viel spaßigen Geschichten
Und verfluchten Scherzgedichten,
Wird man dann auch wild und wilder,

Daß man durch viel schöne Bilder
Jedermann mit Lust erfüllte,
Daß die Welt vor Wonne brüllte,
Wird sich doch der Weise sagen:
„Dieses muß man still ertragen,
Dieses Hoch und dies Hurra —
Dazu ist man nun mal da.
Warum macht man so viel Spaß!
Siehst du woll, das kommt von das!“

Laß sie jubeln, laß sie schrein,
Denen einst Hans Huckebein
Hold versüßte ihre Jugend,
Denen Vorbild aller Tugend
Max und Moritz sind gewesen,
Und die Schnurrdiburr gelesen
Mit Vergnügen und Gefühl,
Die im weichen Lehngestühl
Trefflich sich daran erbauten,
Wie die Menschen sich verhauten,
Wobei in der letzten Phase
Stets geschändet ward die Nase.

Heil'genscheine zu zerstören
Dort, wo sie nicht hingehören,
Und mit scharfen Federspitzen
Öden Dünkel aufzuschlitzen,
Hast du meisterlich verstanden,
Was die andern reizend fanden,
Denn, was einem selbst genierlich —
Trifft es andre, scheint's pläsierlich.

Fragst du nun noch warum? — Darum
Machen wir ein groß Ditscharum,
Und bis fern in die Türkei

Donnert unser Jubelschrei:
Wilhelm Busch, der uns erfreute,
Gute Laune uns erneute —
Seht, er ist noch immer da!
Darum: Hip, hip, hoch — hurra!

Mit der Miene eines Weisen
Laß dich feiern, laß dich preisen!
Lächle still, wehmütig froh,
Denn die Menschen sind mal so!



Zur Hundertjahrfeier

der Technischen Hochschule in Charlottenburg

Gesungen bei der Eröffnungsfeier

Mel.: „O alte Burschenherrlichkeit“

Die Menschheit hob den Sonnenschatz,
Den reichen, wunderbaren,
Der aufgespart an stillem Platz
Lag seit Millionen Jahren:
Da lohten rings die Feuer auf,
Und in gewalt'gem Siegeslauf
Mit ungekanntem Streben
Entstand ein neues Leben.

Da wurden alte Märchen wahr:
Von selber läuft der Wagen,
Im Nu wird Nachricht wunderbar
Von Land zu Land getragen,
Und der gewalt'ge Schiffspalast

Fährt stolz mit seiner Riesenlast,
Entgegen aller Regel,
Ohn' Ruder, Wind und Segel!

Die großen Städte füllen sich
Mit Häusern und Palästen,
Die Eisenwege schwingen sich
Nach Nord, Süd, Ost und Westen.
Durch Berge über Fluß und Tal
Auf Brückenbogen ohne Zahl,
Die Eisenschlangen gleiten
Blitzschnell in alle Weiten!

Die wilde See, man dämmt sie ein,
Verbindet fremde Meere,
Man lehrt den Strom manierlich sein
Durch Buhnen, Deiche, Wehre.
Zur Zauberkunst wird die Chemie,
Und Teer und Unrat wandelt sie
In Farben, die da lachen,
Und goldeswerte Sachen!

Und weiter wächst die neue Kraft
Und schafft ganz ungebeten
Manch ungekannte Wissenschaft
Und neue Fakultäten.
Rechtswissenschaft, Philosophie,
Und Medizin, Theologie,
Die einzigen noch gestern,
Bekommen neue Schwestern!

Die Mutter war die Industrie,
Der Fortschritt war der Vater —
Und so entstand gewaltig sie,
Die neue Alma mater,

Die uns gesäugt mit Wissenschaft,
Die Kenntnis gab und Geisteskraft
Den ungezählten Scharen,
Die ihre Schüler waren!

Nun steht sie hundert Jahre da,
Gefeiert und bewundert,
Geht jugendfrisch und mit Hurra
Ins kommende Jahrhundert,
Und leben, blühen und gedeihn
Soll sie noch lang im Sonnenschein,
Drauf mit dem Saft der Reben
Laßt uns die Gläser heben!



Die Braut

An meine Nichte Maria Frieling geb. Sohm

Geh und lieb' und leide!
K. F. Meyer

Seh' ich dich so lieblich dort
In dem weißen Kleide,
Fällt mir ein das Dichterwort:
„Geh und lieb' und leide!"

Denn, es ist ein alter Schluß,
Und es bleibt bestehen:
Jedes Menschenleben muß
Auch durch Leiden gehen.

Aber, was ich wünschen kann,
Wünsch ich ganz von Herzen:

Nur zum Zierat sollst du ha'n
Leiden oder Schmerzen.

Daß von ihrem dunklen Grund
Heller sich erhebet,
Was in eurem Liebesbund
Ihr an Glück erlebet.

Wie man in den Blumenstrauß
Dunkle Zweige bindet,
Daß der Rose Pracht daraus
Leuchtender sich kündet.

Daß sich darauf lichter malt
Deines Lebens Wonne,
Wie durch Regenschleier strahlt
Funkelnder die Sonne.

Wie auf finstrem Hintergrund,
Wolkengrau bezogen,
Siebenfarbig, leuchtend bunt
Strahlt der Regenbogen.

Wie in deinem Myrtenkranz
Aus dem Grün, dem dunkeln
Leuchtend mit vermehrtem Glanz
Helle Sternchen funkeln.

Wem die Sonne immer lacht
Bleibt das Glück oft ferne —
Wenn es gäbe keine Nacht,
Gäb's auch keine Sterne!

Drum sag' ich, gehst du fort,
Eh' ich von dir scheide

Dieses schöne Dichterwort:
„Geh und lieb' und leide!“

Doch den Glückwunsch will ich dir
Auf die Reise geben:
Wenig Leiden sollst du hier
Und viel Lieb' erleben!



Zum Kantate-Essen

der deutschen Buchhändler in Leipzig

Es sitzen viel tapfre Poeten
Ringsum im deutschen Land,
Und fehlen auch die Moneten
Sie reimen fürs Vaterland.
Sie schreiben viel schöne Gedichte,
Romane und Dramen mit Fleiß
Und manche lust'ge Geschichte
Gar säuberlich schwarz auf weiß.

Viel tapfre Setzer und Drucker
Sie sitzen am Pleißestrand
Wie Fliegen um Honig und Zucker
Und regen die fleißige Hand.
Fraktur und Antiqua setzen
Und Schwabacher sie, daß es kracht —
Die Maschinen rasseln und hetzen,
Wie bald ist ein Buch da gemacht!

Es sitzen viel tapfre Verleger
An ebendemselbigen Ort,

Und einer ist immer noch reger
Als wie der andere dort.
Verlegen in allen Formaten
Uns Bücher von solcher Pracht,
Wie Goethe, Schiller und Platen
Im kühnsten Traum nicht gedacht.

Du Volk der Dichter und Denker
Sprich nun, was hast du zu tun?
Es schreib', druck', verlege der Henker,
Wenn du willst feiern und ruhn!
Drum leeren wir fröhlich die Gläser,
Damit man in Zukunft dich nennt:
„Du Volk der Käufer und Leser!" —
Das gäbe ein fröhliches End'!



Mit einem Fläschchen Kölnischen Wassers

In dieser kalten Winterszeit,
Wo noch der Frühling weilt so weit,
Da send' ich dieses Wunderglas —
Ein weiser Zaubrer machte das
Und sperrte klug die milden Lüfte,
Die Frühlings- und die Sommerdüfte,
Den allerschönsten Sonnenschein
In dieses enge Rund hinein.
Nun bist du sicher und geborgen
Und brauchst dich weiter nicht zu sorgen,
Denn wird zu arg des Winters Graus:
Ein wenig Frühling laß heraus!



An Karl Eggers

(Mit einer Zigarrenspitze aus Gänseknochen. Ihr Kopf war aus einem Gänseschädel hergestellt, dem durch geschickte Maleret, Einsetzung von Glasaugen und eine rote Tuchzunge das Ansehen einer Teufelsfratze verliehen war)

Je, wenn nu din Geburtsdag is, so dacht' ick mi,
Denn möt'k di ok wat schenken, äwer wat denn man?
Wenn einer Allens hett und Allens duwwelt hett!
Wat finnen! — Finnen is dei Hauptsak äwerall.
't is Allens, Allens dor, blot funnen möt dat warden,
Un wer sik up dat Finnen recht versteiht, dei ward
Ein düchtgen Kierl näumt allerwegt, un dat mit Recht.
Wir nich dei plattdütsch Sprak und plattdütsch Sak und Wäsen
All ümmer dor und keiner wüst wat von, bet dat
Fritz Reuter kem un oll Klas Groth und hebb'n dat funnen?
Und jere kann't nu seihn und freut sik an den Schatz.
Je, früher wir't 'ne Schaustergesellensprak för Bur'n,
Daglöhners, Schipperknechts: „Grob und gemein!" so fären s'
Un treckten krus de hochdütsch fine Näs und fäuhlten
„Gebildet" sik und „hoch erhaben". Je, un nu?
Wenn Korl Kräplin nu mal von Reutern läst,
Denn rönnen's em jewoll dei Dören in un premsen
Sik Kopp an Kopp herinne in den Saal un lachen
Half dot sik, sweiten för Vergnäugen, seggen „köstlich",
Un nahsten roren's werre, dat dei Saal ward natt
Un Korl Kräplin den annern Dag den Snuppen hett.

Du büst, min Körling, ok jo einen von dei Finner,
Hest mennich blage Träms upnahmen an den Weg,

Wo väl vörbi gahn sünd un keiner hett sei funnen.
Denn mit dat Dichten is dat grar so'n Sak so as
Mit dissen Gauskopp hir. Wo väle sonne Köpp
Sünd nich wegsmäten word'n ore Lim ut kakt!
Wat is dor denn ok an, dat Fleisch ist af, un ok
Dat bäten Grütt, womit ehr por lütt Gausgedanken
De Gaus taurecht sik denkt, is rut un lang vertehrt; —
Ein krusen Knaken, wire nix. Dor kümmt dei Finner:
„J, Deubel," segt hei, „sett' ick hir'n poor Ogen rin
Un dor 'ne rore Tung, denn gift dei Gauskopp jo —
Den Deubel ok — ein Deubel, dat dei Deubel sülwst
Kei'n düllern Deubel sin künn! Dat's jo deubelmäßig!
So is dat mit dat Dichten ok, so'n kruses Tüg
Dat find't sik för, wat jere liggen lett, man blot
De Dichter nimmt dat up, bekickt dat hir und dor
Un sett't em Ogen in, gift em ne schöne Tung,
Un furtsen klingt und singt di dat so as Musik,
Kickt di mit schöne blage Ogen an, dat du
Din Dag nich dacht harrst, dat dat mäglich wir!

So'n Stück von Hexenmeister büst du ok, min Körling,
Un fast dat lange Johr noch bliben forsch un fix
Un dine beiden Hänn' vull niege Trämsen plücken,
Dei noch väl schöner sünd, as dei wi nu all hebben.



VIII

Plattdeutsches

Dei beiden Trina's

Graf Anton Günther von Oldenborg
Ritt äwer Land so tau'n Vergnäugen,
Dor süht hei Jochen Ohnesorg
Mit sine beiden Ossen pläugen.

Twei staatsche Ossen glatt un schier!
Dei Graf, dei seggt: „Dei mag ick lieden,
Un giffst du's mi, denn schenk ick Stüer
Un Afgaw di för ew'ge Tieden!"

Dei Buer kickt em düsich an
Un nält un lett den Grafen luern,
Un dissen kümmt dei Arger an,
Ritt weg, lett stahn den dummen Buern.

Nu äwer Trina, sine Fru,
As hei ehr ward dei Saak vertellen:
„O Krischan," seggt's, „wo dumm büst du!
Du kannst jo sülwst för'n Ossen gellen!

„Ne, so ein'n Schaapskopp heww'k nich seihn
In all min Tied, in all min Läben!
Gliek up dei Stär geihst du mi hen
Un warst den Herrn dei Ossen gäben!"

Bi'n Grafen kümmt hei in dei Dör
Un dreiht den Haut in sine Knäwel,
Dei Saak kümmt em ganz gruglich för
Un slimm is em tau Maud un äwel.

Hei hett sik as so'n pippsig Hauhn
Un schult sik up dei Stäwelsnuten:
„Min Trin hett seggt, ick sall't man dauhn,
Herr Graf, dei Ossen stahn all buten!"

Dei Graf, dei lacht: „Gah du man fix
Na dine Trin in dinen Katen,
Denn mit dei Ossen is dat nix —
Min Trin hett seggt, ick süll't man laten!"



Hamelfleisch un Räuben

Ein Läuschen ut dei olle Tied

Twei Kirls, dei harren Räuben stalen
Un güng'n dormit na'n Karkhof hen.
„Nu möst' uns noch 'n Hamel halen!"
So seggt dei ein tau'n annern denn:
„Naast ät' wi Hamelfleisch un Räuben,
Un dat smeckt fein, dat kannst man gläuben."

„Ja, dat 's ok wohr. Ick weit 'n netten,
Dei steiht bi'n Paster in den Stall,
So 'n rechten kugelrunnen, fetten
Un kerngesund — so sünd 's nich all.
Ick hal em gliek!" so seggt dei anner:
„Du tellst dei Räuben uteinanner!"

Dei anner geiht, un in den hellen,
Den'n witten, kloren Mandenschien,
Dor ward dei ein dei Räuben tellen,
Un: „Dit sünd min, un dit sünd din!“
So hürt man em dor ihrlich grummeln.
Spitzbauben dauhn sik nich beschummeln.

Nu kümmt dei Köster langs dei Muer —
Hei seet 'n bäten lang' in 'n Kraug.
„Wat grummelt dor bi 't Likenschuer?“
So denkt hei un hei horkt so hoch,
Un ward sik liesing ranner sliefen,
Un nieglich äw'r 'e Muer kiefen.

Hei bruft nich lang dor wohrtauschugen
Un mit sin Kraasch dor is dat ut.
O je, wo würr den Köster grugen,
Em bäw' dei Büx, em kröp dei Hut,
Hei füng gefehrlich an tau lopen:
„Ick möt doch gliek den Paster raupen!“

„Herr Paster, kamen S' blot mal ranner,
Wat heww ick up den Karkhof seihn!
Dei Doden tell'n sik uteinanner
Ehr Knaken up 'n Likenstein!
So hebb'n s' sik noch nich eins benahmen,
Dor möten S' mit 'n Machtspruch kamen!“

Dei Paster seet noch lat bi 't Läsen —
Dei Saak, dei wir em gornich mit —
Em würr so ganz gefehrlich gräsen
Un sine Näs as Kried so witt.
„Min Bein, min Bein!“ so würr hei raupen,
„Min Bein sünd krank! Ick kann nich lopen!“

„Herr Paster,“ sär dei Köster kräsig,
„Dat is mal so! Wat möt, dat möt!
Ick bün jo noch nich olt un läsig
Un heww twei ganz gesunne Fäut —
Dor bruken Sei sik nich tau grämen —
Ick warr Sei up den Puckel nähmen.“

Wat süll dei arme Paster maken?
Hier wir dei Läpel — dor dei Supp!
Hei kröp mit sine stiwen Knaken
Nu up den Kösterpuckel rupp,
Un na den Karkhof müßt hei rieden,
Dat wir sin Amt, hei künn 't nich strieden.

Dei Deiw dei sitt un tellt sin Räuben,
Dor süht hei, swart in 'n Mandenschien,
Dei beiden un hei ward nu gläuben,
Dat künn doch blot dei anner sin.
„Nu kümmt hei,“ dat sünd sin Gedanken,
„Mit unsen Hamel antauwanken.“

Hei süht sei an dei Muer kamen
Un röppt: „Wat is dat Undirt fett!
Ja, Braure, dei sall uns bekamen!
Wat dei för einen Puckel hett!
Smiet em man dal, den'n mag ick lieden,
Ick will em gliek dei Kähl affnieden!“

Dat hürt dei Paster, un, o Wunner!
Sin Bein dei dauhn em nich mihr weih!
Hei springt, perdautz, von 'n Köster runner
Un kann so rönnen as 'n Reh,
Kann mit den linken un den rechten
Noch düller as dei Köster schechten.

Dei Deiw markt Müs, fangt an tau lachen,
So deubelmäßig as hei kann,
Paster und Köster dei marrachen,
As wir dei Dod achter sei an,
Un hür'n nich ihrer up tau draben,
Bet s' säker sitten achtern Aben.

Wo 't wiere keem, ick kann 't nich seggen,
Mihr weit ick nich von dei Geschicht',
Doch wenn wi't richtig äwerleggen,
So finnen wi dat Enn' woll licht!
Den annern Dag — dat känt ji gläuben —
Dor geew dat Hamelfleisch un Räuben.



Krischan Römpagel in't Kunzert

Von em sülwst vertellt

O Kinnings, Kinnings, hürt mal an:
Wo is mi dat in Güstrow gahn!

Ick harr min Tüften gaud verköfft
Un harr bisorgt all min Geschäft,
Un as ick mine Piep nu glöſ'
Un noch so'n bäten rümme döſ',
Dor kam ick up den Mark tau stahn
Un seih dor väle Minschen gahn
In ein oll grote Dör herin.
Ick dacht mi donn: „Wat kann dat sin?"
Un warr nu Sniere Hickup fragen.
Dei seggt: „Da wird wat vorjedragen,
Was man so ein Kunzert benennt,

Un is dat Feinste, wo man kennt,
Un der Angtreh kost' eine Mark."
Ick sär: „Dat is 'n bäten stark,
Dor möt'k jo 'n halben Dag för austen,
Up den'n Kunzert dor dauh ick hausten!"
Hei sär: „Sag, Krischan, büst du duhn?
Du mußt was for die Bildung tun
Un in das Feine dir belernen!
Szü, dies is ein Kunzert fon ‚Sternen',
Un ein Perfesser hat die Leitung —
So stünd' es heute in die Szeitung."
„Na," dacht ick donn, „wat kann dor sin,
Ick gäw 'ne Mark un gah dor rin."
Ick warr denn ok 'ne Trepp rup gahn
Un kam dor up so'n Bähn tau stahn.
Dor seeg ick ganz von baben dal
In einen hellschen feinen Saal
Mit feine Herrns un feine Damen,
Dei snaterten dor alltosamen,
Un 't wir 'n Rusen un 'n Brusen,
As wenn dei Watermählen susen.
„Na," dacht ick, „wo dat nüdlich lett —
So'n oll Kunzert is doch ganz nett.
Den Dunner," dacht ick donn, „wat's dit?
Wat steht dor up den hogen Tritt
För'n blankes Undiert up drei Bein?
Dat is jo gruglich antoseihn.
Un gliek verfiehrt ick mi noch mihrer:
Dor keem so'n Kierl, so as so'n Lihrer,
Un kreeg dat Diert bi dei Slafitten
Un würr em furts dat Mul uprieten,
Dat wir vull Tähnen witt un swart —
Mi würr ganz gruglich üm dat Hart —
Un klappt den Puckel em von'n ein,
Dat ick dat Ingedöm künn seihn,

Un güng donn liesing werre rut —
Herrje, wo seeg dat gräsig ut!
Doch süll dat noch väl düller kamen!
Mit eins, dei Herrn und ok dei Damen,
Dei haugten all sik in dei Knäwel
Un schurrten bannig mit dei Stäwel,
Un, ihr ick mi dat recht bedacht,
Stünn dor ein Kierl, swart as dei Nacht,
Mit'n Keesgesicht un sleetig Hoor,
Dünn as'n Sniere, dat is wohr,
Un Finger harr hei as 'ne Spenn.
Dei sett't sik för dat Undiert hen
Un fohrt em in dei Tähn herin:
O je, wo füng dat an tau schrien!
Dei Kierl wir äwer gor nich ful
Un haugt em düller noch in't Mul.
Dor weimert dat un günst und brummt
Un quinkeliert un piept un schrummt,
Halw Oss' un halw Karnaljenvagel,
Als wenn so'n Hund wat kriegt mit'n Tagel,
Hei perrt dat Beist up sine Tehn.
Dor würr noch düller dat Gestähn.
Un wo dei Spennenfinger jagen,
Dat hemw'k nich seihn in all min Dagen.
O ne, wat wiren dat för Saken:
As wenn säb'n Katers Hochtied maken,
So jault dat ümmer up un dal,
Un wir'n grugligen Skandal.
Tauletzt würr hei as wild un dull
Un haugt dat Diert dat Lerre full
Von baben dal ferkrüz, ferquer —
Dei Hänn' dei seeg kein Deuwel mehr,
So fixing slög dei Kierl dorup —
Mit eins, perdautz, dor hürt hei up
Un steit un dienert, sweit't, un pust' —

Binah harr ick för Lachen prust'.
Nu haugen s' werre in dei Knäwel
Un schurren bannig mit dei Stäwel,
Dat mi dei beiden Uhren drähnen,
Un bölken luthals wat sei känen
Als dusend Schaap in einen Stall
Un hebben sik, as wiren s' mall.
„Na," dacht ick, „Krischan 't möt woll sin,
Dat is woll eben grar dat Fin'."
Doch ball würr anners mi tau Maud:
Dor keem 'ne Dam' schön dick un grot
Un ganz gefehrlich upfidummt
Mit Sier und Sanft, dat't man so brummt,
Mit Feddern, Blaumen, Sleufen, Spitzen,
Mit Käden, Ring' und all son' Witzen,
Un drög 'n Strutz för ehren Schoot,
Halw as so'n Wagenrad so grot.
„Na," dacht ick, „dit kann di gefallen,
Dit is gewiß dat Best von allen!
Dei feine Dam' dei is mal nett!"
O, wo mi dat begriesmult hett!
Denn nu mit eins füng s' an tau singen.
Mi wull'n binah dei Uhren springen
Von dat infamtige Gegrähl:
As wenn den Mand anhult so'n Töl.
Sei klappt dat ganz' Gesicht von'n ein,
Heil gräsig wir dat antoseihn!
Sei würr so wiet dat Mul uprieten:
Dor künn'k min Mütz herinne smieten,
Un harr kein Gnar un kein Erbarmen
Un kriescht un wiwagt mit dei Armen
Un schreeg so hoch un schreeg so fin,
So as wenn stäken ward 'n Swin.
O Gott, dat greep mi an dei Seel',
Vör Ogen würr mi gräun un gäl,

Mi würr so bang, dei Angst würr grot,
Ick kreeg dat mit dei swere Not
Un ber un schreeg: „O lat't mi rut!
Ick holl't nich ut, ick holl't nich ut!“
Dor szischten sei as dusend Snaken,
As harr ick Wunner wat verbraken,
Dor bufften s' mi, dor slögen s' mi,
Halw störren s' mi, halw drögen s' mi,
Un as ick rut wir ut den Saal,
Dor smeten s' mi dei Trepp hendal,
Dat ick mi afschrammt' beide Schänen.
In'n Kopp harr ick 'n gruglich Drähnen,
Ein Lock in't Knei un 'ne bläurig Snut,
Doch, Gott sei Dank, ick wir jo rut!

Mi jammert blot min schöne Mark,
Dei heww'k veraast för all so'n Quark,
För Kattenjaulen, Ossenknurren,
För Knäwelhaug'n un Stäbelschurren
Un Hulen as 'n stäken Swin. —
Un dat sall ein Vergnäugen sin? —



Dei Galgen in Massow.

Eins in dei gaure olle Tied
Wir dat in Stargard mal so wiet,
Dat ein oll Pierdeiw bammeln süll.
Dei Galgen harr bi Hitt und Küll
All lang in Wind und Wäre stahn
Un wir toletzt tau'n Deubel gahn
Un in 'n Dutt tosamenschaten —
Wo süll'n sei nu den Pierdeiw laten?
Ein niegen Galgen dei wir düer,

Un 't wir trotz Afgaw un trotz Stüer
Ok gor kein Geld nich in dei Kass —
Dat keem sei bannig slecht tau Paß.
Doch Ratsherr Voß wüßt ümmer Rat
Un harr ok hier gliek einen prat.
Hei sär: „In Massow hebben s'n niegen —
Dor kann hei Reepers Dochter friegen.
Dor hebben s' nich dei Kosten schugt
Un einen mächtig groten bugt —
Dor kän'n sik nägen an versammeln,
Un hei kann in Gesellschaft bammeln."

Na Massow schreben s' nu ein Breif,
Doch mit dei Saak dor güng dat scheif:
Dei Massowsch Rat, dei wull nich ran
Un wir dorgegen Mann för Mann.
„Wi hebb'n dat swore Geld nich schugt
Un uns den schönen Galgen bugt —
Dor is kein Platz för frömde Sünner —
Dei is für uns un för uns' Kinner!"



Dat Vagelnest

Vier Jungs, sonn' richtige Bambusen,
Dei Appels stähl'n un Plummen musen,
Dei fünn' mal eins 'n Vagelnest.
Dat is in 'n Karkturn baben wäst
Dicht bi dei Klock an 't Zifferblatt.
„Je," seggt dei ein, „wo kriegt wi dat?"
Ein anner halt 'n langes Brett:
„Szü," seggt hei donn, „dat geiht ganz nett —
Dat stäkt wi ut dei Luk herut,

Un Krischan nümmt dat Nest denn ut.
Wi holl'n dat Enn' hier binnen wiß,
Dat hei dor buten säker is."
Und Krischan wir ok gliek dorbi.
Hei wir 'n richtiget Schenie
In 't Radslan und Koppheisterscheiten,
Un künn in 't Kladdern Meister heiten.
Hei steeg nu ut dei Luk herut
Un nehm dat Vagelnest ok ut.
Un as hei dor nu swäben dehr,
Un 't güng up Dod un Läben her,
Donn sär hei: „Jungs, hier sünd man drei,
Un ein von jug dei kriegt kein Ei!"
Dat wull'n sei nich dei annern Bengels,
Un ein sär von dei Galgenswengels:
„Wi holl'n dat so för't allerbest:
Wi krieg'n dei Eier — du dat Nest,
Denn harr'n wi nich dat Brett fasthollen,
So wirst du längst all runnerfollen!"
Doch Krischan wull nich. „Ne, min Kind —
Ick wag min Leben as 'n Stint
Un sall för jug dei Kosten drägen!"
„Denn lat't wi los!"
„Na, minetwägen!"
Dei Jungs dei kriegen sik dat Strieden —
Twei will'n, dei anner will't nich lieden.
Mit eins ward sei dat Brett tau swor —
Mit eins, dor is dat Unglück dor:
Sei laten los — o dei Bambusen!
Un uns' arm Krischan, dei möt susen
Koppheister von den Turn hendal
Un äwersleit sik säbenmal.
Wer bammeln sall, breckt nich dat Knick,
Un so kümmt Krischan ok tau Schick,
Föllt weik up einen Hümpel Sand

Un hett dat Nest noch in dei Hand.
Un röppt, as nu dei drei mit Gräsen
Dalkieken un mit witte Näsen:
„O Jungedi, wo güng dat fix!
Wat kriegt ji nu? Nu kriegt ji nix!“



Dei Apenpinschers

Oll Wagenbuger Tack in Sw'rin,
Dat wull so'n rechten klauken sin.
Em harr sin Sähn, dei führt up See,
'n Apen mitbröcht, und dit Veih
Makt ierst ok dägten Spaß den Ollen,
Doch nahst wull hei em nich behollen,
Denn tauväl Undäg makt dat Diert.
Dit harr jo nun min Braure hürt
Un sär: „Herr Tack, ick nehm em giern.“
Oll Tack keek ierst so ganz von fiern
Un sär donn: „Ja, Sei kän'n em kriegen,
Blot man nich gliek — hei is bi't Friegen!“
„Ih wo? Woans hett sik dat drapen?
Hebb'n Sei denn ok 'ne Sei von'n Apen?“
Dor würr oll Tack so hell utseihn,
Stellt bannig utwarts sine Bein
Un treckt dei Branen mächtig hoch:
„'ne Pinscherhünnin heww ick doch!
Un seihn S' nu mal, mit dissen Hund
Dor heww ick em tausamen spunnt!
Ja, Herr, dor sall'n S' mal wat beläben:
't ward feine Apenpinschers gäben!“



Dei Kopparbeit

„Teihn Dahler twölf Schilling!“ seggt Buer Klähn
Tau sinen Afkaten, „för'n bäten Gedrähn
Un'n bäten Gesmeer, ick heww mi verfihrt —
Dat is jo dei ganze Kram nich wiert!“
„Min leiwe Klähn, verstahn S' mi recht:
Dat is nich, as wenn einer hakt un eegt
Un mit'e Fork in'n Meß rümkliert,
Dat's Kopparbeit — dei is dat wiert!“
„Wat Kopparbeit? Lat't Jug wat malen —
Wat müßt ick woll denn för min Ossen betahlen,
Un wat wir dei ehr Arbeit woll wiert?
Dei trekken doch ok nich mit'n Stiert!“



Dei Neihmaschin

Lütt Krischan Kiwitt ut Barnin
Keem eins na'n Sniere Zickebein.
Dei neihte up 'ne Neihmaschin;
Sowat harr Krischan noch nich seihn.
Hei keek von unnen, keek von baben,
Kröp unnern Disch, steeg up den Aben,
Hei keek von vör, hei keek von hinnen,
Verdwaß, verlangs, un künn nich finnen,
Wat hei so iwrig säuken dehr,
Un wunnerwarkt so för sik her.
Doch endlich deiht hei up sin Snut:
„Wo kümmt denn hier dat Hackels rut?!“



Wo is dei Welt doch grot!

Lütt Krischan Kiwitt wir tau'n iersten Mal
Mit sinen Oll'n tau Mark na Kriwitz kamen,
Un all dat hen un her un up un dal
Dat harr em ganz un gor den Kopp binahmen.
Hei sär: „Ganz düsich ward mi hier tau Maud
Mang all dei välen Minschen und Gebüer —
O je, wo is dei Welt doch einmal grot!
Un achter Kriwitz wahnen ok noch Lüer! —“



IX

In froher Tafelrunde

Das deutsche Lied

1897

Das erste Lied, ein Wiegenlied,
Die Mutter hat's gesungen,
Ein Liebeslied, ein Wanderlied,
Ein Weinlied ist erklungen.
Bist alle Zeit in Freud' und Leid
Begleitet vom Gesange —
Ein letztes Lied ist dein Geleit
Auf deinem letzten Gange!

Dem deutschen Lied ist kein Gebiet
Zu fern und zu entlegen,
Dem deutschen Lied, das mit dir zieht
Auf allen deinen Wegen.
Und ist dir bang, so wird sein Sang
Zum Leid- und Sorgenbrecher —
Wie freudig braust sein Feierklang
Im Kreise froher Zecher!

So soll es sein jahraus, jahrein,
Bei Alten und bei Jungen —
Das Lied vom Wandern, Lieb' und Wein
Sei niemals ausgesungen!
Und aufwärts dringt ein Lied, das klingt
Wie Sturmwind in der Eiche,
Ein Lied, das sich zum Himmel schwingt,
Das Lied vom Deutschen Reiche!



Lied der alten Herren

Mel.: O alte Burschenherrlichkeit ꝛc.

Laßt denken uns der alten Zeit,
Der schönen Jugendstunden:
O alte Burschenherrlichkeit,
Du bist noch nicht verschwunden!
Und ward auch manche Locke weiß —
Es grünt noch unter Schnee und Eis!
Drum sei es laut gesungen:
Wir sind ja noch die Jungen!

Wir tauchen in den Jugendborn
Aufs neue immer wieder
Und singen ewig sie von vorn,
Die alten lieben Lieder.
Liegt auch die Jugend noch so weit —
Wer innen jung bleibt, lacht der Zeit!
Drum sei es laut gesungen:
Wir sind ja noch die Jungen!

Solange uns das Herz noch schlägt,
Woll'n wir, die jungen Alten,
Solang' uns diese Erde trägt,
Getreu zusammenhalten
Und wahren uns in Freud' und Leid
Den Abglanz schöner Jugendzeit!
Drum sei es laut gesungen:
Wir sind ja noch die Jungen!



Steinkohlenlied

Es rauschten Wälder gewaltig
In urvorweltlicher Zeit,
Vielfältig und riesengestaltig
Aufragend weit und breit.
Sie mußten versinken, versanden,
Begraben von stürmender Flut! —
Sie haben in steinernen Banden
Viel tausend Jahre geruht! —

Sie ruhten zu Grabe getragen —
Ein Riesenherbarium,
Und Schiefer und Sandstein lagen
Zum Schutze ringsherum.
Eine Sammlung wunderprächtig
Von allergewaltigster Art,
Ein Wälder-Pompeji, mächtig,
Ward es der Nachwelt bewahrt.

Was längst versunkene Sonnen
Gezeitigt und genährt,
Des Lichtes versteinerter Bronnen
Ruht drunten unversehrt.
Es legte die Welt beizeiten
Den Sonnenschatz beiseit',
Die Kosten zu bestreiten
Von einer ärmeren Zeit.

Nun wird aufs neu' geboren
Der Vorweltssonnenschein —
Kein Funke soll verloren,
Kein Strahl vergebens sein!

Den Sonnenschatz zu heben
Ward unsre Zeit bestellt —
Er brauset als Licht und Leben
Wieder hinaus in die Welt! —



Die Anilinfarben

Es blühte einst, es glühte einst
So weit als breit
Ein Pflanzenheer, ein Blütenmeer
Im bunten Kleid:
Um Urwaldriesen rankten sie,
Von hohen Wipfeln schwankten sie
Zur Vorweltszeit.

Verschwunden ist seit langer Frist
So Blüt' als Baum —
Sie lagen fest im Felsennest
Im Todestraum.
Die Jahre übermannten sie,
Zu schwarzem Stein verbrannten sie
Im dunklen Raum.

Doch neu ersteht und nicht verweht,
Was einst verging.
In Tag und Jahr wird, was es war,
Ein jedes Ding.
In stetem Wechsel reiset es,
In ew'gen Bahnen kreiset es
Im Weltenring.

Und wieder her aus Teer und Schmeer
Zu neuem Glühn

In heller Macht, in Flammenpracht,
Die Farben blühn,
Die einst im heißdurchfeuchteten,
Im wilden Urwald leuchteten:
Blau, Rot und Grün!

Wie glühet nun, wie blühet nun
So weit als breit
Ein schimmernd Heer, ein Farbenmeer
Im bunten Kleid:
Um schlanke Leiber ranken sie,
Von stolzen Häuptern schwanken sie
In heut'ger Zeit.



Ingenieurlied

Mel.: Krambambuli das ist der Titel 2c.

Dem Ingenieur ist nichts zu schwere —
Er lacht und spricht: „Wenn dieses nicht, so geht doch das!“
Er überbrückt die Flüsse und die Meere,
Die Berge unverfroren zu durchbohren, ist ihm Spaß.
Er türmt die Bogen in die Luft,
Er wühlt als Maulwurf in der Gruft,
Kein Hindernis ist ihm zu groß —
Er geht drauf los!

Den Riesen macht er sich zum Knechte,
Des wilder Mut, durch Feuersglut aus Wasserflut befreit,
Zum Segen wird dem menschlichen Geschlechte —
Und ruhlos schafft mit Riesenkraft am Werk der neuen Zeit.
Er fängt den Blitz und schickt ihn fort

Mit schnellem Wort von Ort zu Ort,
Von Pol zu Pol im Augenblick
Am Eisenstrick!

Was heut sich regt mit hunderttausend Rädern,
In Lüften schwebt, in Grüften gräbt und stampft und
dampft und glüht,
Was sich bewegt mit Riemen und mit Federn
Und Lasten hebt, ohn' Rasten webt und locht und pocht
und sprüht,
Was durch die Länder donnernd saust
Und durch die fernen Meere braust,
Das alles schafft und noch viel mehr
Der Ingenieur!

Die Ingenieure sollen leben!
In ihnen kreist der wahre Geist der allerneusten Zeit!
Dem Fortschritt ist ihr Herz ergeben,
Dem Frieden ist hienieden ihre Kraft und Zeit geweiht!
Der Arbeit Segen fort und fort,
Ihn breitet aus von Ort zu Ort,
Von Land zu Land, von Meer zu Meer —
Der Ingenieur!



Naturforscherlied

Gesungen bei der 44. Wanderversammlung der Naturforscher und Ärzte zu Rostock 1871

Mel.: Krambambuli das ist der Titel zc.

Die kühnen Forscher sollen leben,
Die spüren und sinnieren und studieren Tag und Nacht,

Bis, was es gibt und hat gegeben,
Ergründet und verkündet und ans Licht gebracht.
Und ist es noch so tief versteckt,
Es muß hervor, es wird entdeckt!
Und ist es noch so weit und hoch,
Sie kriegen's doch!

Was in des Meeres dämmergrünen Gründen
Mit Kribbeln und mit Krabbeln und mit Kriechen nur sich regt,
Was in der Erde moderigsten Schlünden
Im Dunkel mit Gemunkel für Gewürme sich bewegt,
Man spürt ihm nach, es muß hervor,
Die Wissenschaft nimmt es beim Ohr
Und sperret alles, groß und klein,
In ihr System hinein!

Es sauset der Komete durch den Äther
Zur Sonne seiner Wonne und verschwindet dann im All.
Gleich wird der Astronome zum Verräter
Mit Spüren, Integrieren an dem luft'gen Weltenball.
Kommt er nach Jahren dann ans Licht
Und denkt er dann, man kennt ihn nicht:
„Wir kennen dich!“ so hört er schrein,
„Kometelein!“

Trichinchen trieb sich froh und munter
Spiralisch, kannibalisch in dem Muskelfleisch herum!
Sie trieb es bunt und trieb es immer bunter
Und brachte so ganz sachte viele Menschenkinder um.
Da nahm die Wissenschaft das Glas
Und sprach: „Haha, das kommt von das!“
Da hatten sie dich gleich beim Bein,
Trichinelein!

Wo in der Urzeit allerfernstem Dunkel
In Wischwasch und in Mischmasch die Geschichte sich
verliert,
Wo in des Chaos wühlendem Gemunkel
Des Laien Auge rat- und tat- und pfadlos sich verirrt,
Da zünden sie ein Licht uns an,
Daß man es deutlich schauen kann:
So war es einst, so sah es aus
Im Erdenhaus!

Sie lesen in den Eingeweiden
Der Erde ohn' Beschwerde, wie in Urzeit sie es trieb,
Als sie in jenen jugendlichen Zeiten
Mit Lias, Trias, Kreide sich ihr Tagebuch noch schrieb,
Und was sie alles durchgemacht,
Bis sie es dann so weit gebracht,
Daß man gemächlich ohn' Beschwer
Drauf geht umher.

Wie unter riesenhohen Palmen
Behaglich ging spazieren noch das Mastodon,
Wie's mächtig rauschte in den Schachtelhalmen,
Und noch die Welt nichts wußte von der Kreideformation.
Wie all das Vorweltsteufelsvieh
Vergnüglich lebt' und fraß und schrie,
Bis dann das Unglück es betroff
Und es ersoff!

Wie dann der biedre Pfahlgenosse
Behaglich in dem Pfahlbau seinen Torfschweinschinken aß
Und lustig lebt' in seinem Pfahlbauschlosse,
Bis endlich ihm die Bronzezeit versalzte seinen Spaß.
Wie darauf dann das Eisen kam,
Und die Kultur 'nen Fortschritt nahm,

Und wie wir's seit der Affenzeit
Doch brachten weit!

Es lebe die Naturgeschichte!
Es leben, die ihr Leben und Bestreben ihr geweiht,
Die sie entzündet gleich dem Lichte,
Der Wahrheit helle Klarheit zu verkünden weit und breit.
Auf, stoßet eure Gläser an!
Und rufet alle Mann für Mann:
„Es blühe stets in neuer Kraft
Die Wissenschaft!“



Das Hummelchen

Das kleine braune Hummelchen,
Es macht ein Frühlingsbummelchen
In diese schöne Welt.
Es kneipt an allen Blümechen,
Das kleine Ungetümechen,
Und hat doch gar kein Geld.

Es schlägt sich voll sein Leibechen
Zu seinem Zeitvertreibechen
Und kost't ihm keinen Deut!
Bei mir macht's gleich ein Tälerchen!
Das halt ich für ein Fehlerchen.
Es ist 'ne böse Zeit!



Die Rosenlaube

In der Rosenlaube saß ich,
Eine kleine Taube aß ich.

Rosenlaube,
Kleine Taube,
O, wie ist die Welt so schön!

Und im Abendsonnenscheine
Trank ich goldnen Wein vom Rheine.
Sonnenscheine,
Wein vom Rheine,
Rosenlaube,
Kleine Taube.
O, wie ist die Welt so schön!

Neben mir saß Krugwirts Käthchen,
War im Dorf das schönste Mädchen.
Krugwirts Käthchen,
Schönstes Mädchen,
Sonnenscheine,
Wein vom Rheine,
Rosenlaube,
Kleine Taube.
O, wie ist die Welt so schön!

Ei, nun kommt wohl was vom Küssen?
Wer kann's sagen, wer kann's wissen?
Was vom Küssen,
Wer kann's wissen,
Krugwirts Käthchen,
Schönstes Mädchen,
Sonnenscheine,
Wein vom Rheine,
Rosenlaube,
Kleine Taube.
O, wie ist die Welt so schön!

Abends war es um halb achte —
Nur die Sonne sah's und lachte.

Um halb achte,
Sonne lachte,
Was vom Küssen,
Wer kann's wissen,
Krugwirts Käthchen,
Schönstes Mädchen,
Sonnenscheine,
Wein vom Rheine,
Rosenlaube,
Kleine Taube.
O, wie ist die Welt so schön!



Zweifelhafter Fall

Mein Freund schreibt in dem Briefe mir:
„Dein Liebchen grüßt Dich herzlich,
Und, daß Du gar so fern von ihr,
Empfindet sie gar schmerzlich."

Ei, sieh einmal — das arme Kind:
Nun ja, das ist nichts Neues —
Wie nun einmal die Blonden sind —
Sie haben so was Getreues.

Doch ist sie's auch? — Es kann ja sein,
Daß die Braune Grüße mir sende, —
Oder, beim Himmel! da fällt mir ein —
Wohl gar die Schwarze am Ende.



Rund

Rund sind Gläser, rund sind Flaschen,
Rund das Geld in unsern Taschen,
Rund die Fässer, rund die Welt,
Rund die Sonn' am Himmelszelt!

Darum, wenn die Glut der Sonne
Weckt die Lust zur runden Tonne —
In den rundgewölbten Keller
Tragen wir den letzten Heller.

Laßt den Rundgesang erschallen,
Von der Wölbung widerhallen!
Immer tiefer dringet ein
Ins Mysterium vom Wein!

Denn zum Mittelpunkt der Dinge
Trägt des Weines Geisterschwinge!
Trinkt nur tüchtig — und ihr seht,
Daß die Welt um euch sich dreht!



Regen und Sonne

Trinken, trinken! alles trinket:
Wald und Wiese, Berg und Flur,
Busch und Baum mit allen Blättern —
Ich allein soll dursten nur?!
Nein, im Krug zur goldnen Sonne
Gibt es sonnig klaren Wein —
Braunes Mädchen, meine Wonne,
Meine Sonne, schenk mir ein!

Sonne droben mault in Wolken —
Sonne drunten strahlt all' Stund'.
Jene Sonne dörrt die Kehle —
Diese feuchtet Herz und Mund.
Und die allerschönste Sonne,
Sie kredenzet mir den Wein:
Braunes Mädchen, meine Wonne,
Meine Sonne, schenk mir ein!

Draußen ist die Welt versunken
In die schale Wasserflut;
Doch hier drinnen sprüht in Funken
Sonnenschein und Sonnenglut.
Aus der Flasche, aus der Tonne
Strömt der echte Sonnenschein!
Braunes Mädchen, meine Wonne,
Meine Sonne, schenk mir ein!



Der beste Wein

Es saßen gar treffliche Männer
Im kühlen Keller beim Wein.
Sie hielten sich alle für Kenner
Und schenkten vom besten sich ein.
Sie zählten nicht mehr zu den Jungen,
Sie leerten schon manches Faß,
Und über gebildete Zungen
Floß wohlig das köstliche Naß.

Da trank von den Männern der eine
Und sprach mit lyrischem Schwung:

„Ich schätze den Wein vom Rheine
Als den allerköstlichsten Trunk!“
Drauf sagte der zweite bescheiden:
„Ein jeder liebt, was ihm gefällt —
Ich mag Chateau d'Yquem leiden,
Der Wein ist der beste der Welt!“

„Mein Herz macht fröhlicher klopfen,“
So rief nun der dritte mit Schall,
„So mancher köstliche Tropfen
Aus Spanien und Portugal!“
Dann brummte schon wieder ein Neuer:
„Dem widerspreche ich doch!
Des Kapweins köstliches Feuer,
Das schätz' ich vor allem hoch!“

„Wie bist du doch tief gesunken,“
So sprach nun der fünfte mit Hohn,
„Hast du denn schon Asti getrunken
Und Lacrimae Christi, mein Sohn?!“
Doch rief schon Numero sechse:
„Mir ist noch was Beßres bekannt,
Das allerschönste Gewächse:
Tokaier im Ungarland.“

Es saß noch ein siebter im Dunkel,
Der cyprischen Wein sich erkor —
Nur seiner Nase Karfunkel
Strahlte dort lieblich hervor.
Der sprach: „Was seid ihr für Männer,
Ihr wißt ja nicht, was ihr tut,
Ein wahrhaft vortrefflicher Kenner
Schätzt jeglichen Wein, wenn er gut!

Aus jeder vortrefflichen Lage,
Woher man ihn immer erhält,
Trinkt er ihn bei Nacht und bei Tage
Und jauchzt: ‚Wie reich ist die Welt!‘
Er trinkt ihn dem Schöpfer zum Ruhme,
Der also mit weisem Bedacht
Des Weines köstliche Blume
So herrlich verschieden gemacht!

Und ob er in spanischen Landen,
Italien, Griechenland,
In Ungarn, in Frankreich entstanden,
Oder an Afrikas Strand,
Und ob er in Tiflis gewachsen,
An der Mosel oder am Rhein,
Sogar in Schlesien und Sachsen
Ist gleich — nur sei es ein Wein!

Da hoben sie alle die Becher,
Ein jeder mit anderem Trank,
Da riefen die fröhlichen Zecher
Mit mächtigem Jubelklang:
„Wir tappten doch alle im Dunkel,
Im Dämmer auf düsterem Pfad!
Hoch lebe der edle Karfunkel,
Der uns erleuchtet hat!“



Maiweinlied

Mel.: So jemand baut ein neues Haus ꝛc.

Der Wein, der Wein ist Sonnenschein:
Es bannte seine Gluten
Der kluge, alte Vater Rhein

In eitel goldne Fluten
Zum Feuersaft
Voll Sonnenkraft,
Zum Labsal aller Guten!

Es blüht im Wald ein zierlich Kraut,
Das mögen wohl wir leiden!
Kein andres ist uns so vertraut
Im Feld und auf der Heiden.
Es füllt die Luft
Waldmeisterduft,
Gewürzig und bescheiden.

Nun komm hervor, du goldnes Naß
Aus deines Kellers Grüften.
Nun mischen wir mit weisem Maß
Zum Wein des Waldes Düften:
Der Maiwein blinkt,
Das Glas erklingt!
Es läutet in den Lüften!

Wohlauf es soll die Maiweinzeit
Nicht ungenutzt verfließen!
Im deutschen Lande weit und breit
Soll sich sein Strom ergießen!
Wir wollen froh
In jubilo
Die goldne Zeit genießen!

Dem Maiwein tönt mein Lobgesang,
Und laut will ich's bekunden:
Das ist ein echter, deutscher Trank,
Wird nirgend sonst gefunden!
In seinem Saft

Liegt Duft und Kraft
Des Vaterlands verbunden.

Drum hebt das volle Glas empor
Und laßt ein Hoch erschallen,
Das soll in donnergleichem Chor
Bis zu den Grenzen hallen:
Hoch Deutsches Reich,
Dem keines gleich,
Du herrlichstes von allen!



Das Lied von der Berliner Stadtbahn*)

(Gesungen bei der Eröffnungsfeier)

Mel.: Ich hab' den ganzen Vormittag ꝛc.

So mancher spricht gewichtig schwer,
Da nun das Werk vollbracht,
Manch großes Wort vom Weltverkehr
Und von der Technik Macht.
Ein Bau, wie man ihn selten sah,
So urgewaltig steht er da.
Vivallera ꝛc.

Doch lächelt drob der Weise nur,
Der geisteskraftbeschwingt
Bis in die Tiefen der Natur
Und zu den Quellen dringt,
Und lächelnd spricht er: „Glaubt es mir,
Vor allem dient dies Werk dem Bier!

---

*) In den Bogenöffnungen dieser Bahn befinden sich viele Restaurationen und Bierlokale.

Fürwahr, wer diese Bogen schuf,
Der wußte, was er tat:
Das Bier hat einen Weltberuf,
Dem Biere schuf er Rat.
Der Zug der Zeiten einzig drängt
Nach Orten, wo man Bier verschänkt!"

Uns kümmert nicht, was oben braust,
Sich in die Ferne schwingt —
Wir sitzen unten wohlbehaust,
Allwo das Bier entspringt,
Und segnen frohvergnügt die Stadt,
Die so viel schöne Bogen hat.

Und lieblich aus der Zukunft Zeit
Steigt mir ein Bild herauf,
Wo Kneipe sich an Kneipe reiht —
Der Segen hört nicht auf.
Von Ost nach Westen überall:
Ein ungeheures Bierlokal!

Es weht ein holder Beefsteaksduft
Dann um die ganze Bahn,
Und die geliebte Kneipenluft
Umsäuselt lind den Plan,
Und meilenweit fährt man demnach
Entlang auf einem Wirtshausdach!

Und ewig preiset man den Ruhm
Der Männer, die's gemacht,
Die an des Bieres Heiligtum
Geschaffen Tag und Nacht,
Die mächtig uns dahingestellt
Das größte Wirtshaus von der Welt!



Rosalie und Amalie

Die eine hieß Rosalie,
Die andre hieß Amalie —
Ich liebt' sie alle zwei.
Und keine mocht' ich missen,
Mein Herz war mir zerrissen
Und meine Ruh' vorbei.

Die eine weiß und hold war
Und rötlich blond wie Gold war
Und schlank — das lieb' ich sehr.
Die andre mehr brünett war
Und ein klein wenig fett war!
Das schätz' ich fast noch mehr.

Dem blumenreichen Weine
Vom Rheine glich die eine —
Das war mir eben recht!
Doch — feuriger und freier —
Die andre dem Tokaier!
Und das ist auch nicht schlecht.

So hin und her gezogen
Und auf und ab gebogen,
Als wie vom Wind ein Ast —
Mit Zaudern und mit Schwanken,
Mit grübelnden Gedanken
Hab' ich die Zeit verpaßt.

Sie ließen beid' mich wandern:
Die eine nahm 'nen andern
Und ließ mich lächelnd stehn.
Die andre nahm sich einen,

Und mit geknickten Beinen
Konnt' ich nach Hause gehn.

Dem edlen Wein vom Rheine
Und dem Tokaierweine
Verglich sie einst mein Herz:
Und als verschmähter Freier
In Rheinwein und Tokaier
Ersäuft' ich meinen Schmerz.



Der Unersättliche

Und würden zu Rum die Ströme,
Und würden die Meere zu Wein,
Und schmölzen dann alle Inseln
Als Zuckerhüte hinein,
Und drückt' man den Mond als Zitrone
Hinein in die köstliche Flut,
Und heizte die riesige Bowle
Mit der Erde vulkanischer Glut,
Und könnt' ich dann liegen und schlürfen
Und trinken ohn' Aufenthalt —
Es würde doch nimmer bestehen
Vor meines Durstes Gewalt! —



Der Zufriedene

Bei dem ros'gen Morgenschein
Fällt mir gleich mein Frühstück ein,
Steht die Sonn' im Meridian,
Ist es Zeit zu Tisch zu gahn.

Glüht das goldne Abendrot,
Denkt man an sein Abendbrot.
So — für die zufriedne Brust —
Jede Stund' hat ihre Lust.



Der Rotschwanz

Des Morgens in aller Frühe
Kam ich einst spät nach Haus;
Fast trieb schon die Ochsen und Kühe
Der Hirt zum Tore hinaus.

Da saßen im Frühlicht schon wieder
Rotschwänze auf jedem Dach
Und sangen ihre Lieder,
Sie waren schon lange wach

„Wir haben den Tag begonnen,
Du bist noch nicht zu End'!
Lauf, daß nicht das Licht der Sonnen
Dir in das Antlitz brennt!“

So sangen vom Dachgestühle
Die Vögel. Ich fand es nicht nett
Und kroch mit beschämtem Gefühle
Ganz früh in mein spätes Bett.



Modernes Liebeslied

Die Holde, die ich meine,
Die allerliebste Kleine,
Wie sie mein Herz gefangen hält,

In Sehnen und Verlangen hält,
Ach, keine Feder schreibt es aus,
Und malen kann's kein Maler!
Sie hat ein schuldenfreies Haus
Und hunderttausend Taler!

Ach könnt' ich sie gewinnen,
Die alle meine Sinnen
Erfüllt wie goldner Sonnenschein,
Wie wollt' ich voller Wonnen sein
Und selig bis zum letzten Hauch!
Ach, könnt' ich sie erwerben!
Sie hat 'nen reichen Onkel auch,
Den wird sie einst beerben!



Die Kohlensäcke

Wisset nur: Es sind die blanken Sterne
Lauter wunderschöne Golddukaten,
Kronen, halbe Kronen, Doppelkronen,
Goldpistolen, Louisdors, Guineen,
Imperials, Medjidis und Dublonen. —
Lauter liebe, schöne, runde, blanke,
Goldne Münzen strahlen sie allnächtlich
Auf des Himmels ungeheurem Zahltuch
Wie zum Hohne derer, die nichts haben,
Denen es nicht langt zum sauren Schöpplein
Moselweines, die ihr heiliges Dürsten
Müssen schnöd in Wasserflut ertränken,
Oder höchstens doch in schalem Dünnbier.
Eines möcht' ich und ich wünsch' es oftmals,
Einmal möcht' ich auf der blanken Straße,

Die dort ganz bepflastert ist mit Sternen,
Mir zur Nachtzeit einen Sack voll sammeln.
Ei, das würde schon bis an mein Ende
Für manch gutes Schöpplein Weines reichen.

Fern im Süden hat vor langen Jahren
Einmal einer sich hinaufgeschlichen,
Kohlensäcke nennt man jene düstern,
Schwarzen Flecken, wo er alle Sterne
Eifrig weggesammelt bis zum letzten.
Wenn ich nur den Weg zu finden wüßte:
Neue Kohlensäcke wollt' ich machen
Also mächtig, daß die Astronomen
Sich des Todes drob verwundern sollten.



Peter Gottfried Rempel

Es wär' der studierenden Jugend
Unendlicher Beifall gewiß,
Wenn sie sich der Weisheit und Tugend
In größerer Mehrzahl befliff' . . .

(Studentenlied)

Weinend darf mein Blick sich senken,
Muß ich an so manches denken,
Wie man's auf der Hochschul' treibt,
Und wo vieles Geld verbleibt.
Fruchtlos bei der heut'gen Jugend
Sucht man ihrer Väter Tugend!
Statt zu mehren die Erkenntnis,
Zu bereichern das Verständnis,
Ist nur eitler Schändlichkeit
Ihre Jugendkraft geweiht!

Darum höret zum Exempel,
Wie es Peter Gottfried Rempel,
Der, statt fleißig zu studieren
Und 's Kolleg zu frequentieren,
Nur sein Hab und Gut verlumpte
Und bei Schmul und Itzig pumpte,
Wie's bei solchem Unterfangen
Ihm gar jämmerlich ergangen.

Guten, stärkenden Getränken
Darf ein jeder Beifall schenken
Nach des Tages Last und Schickung
Zu verständiger Erquickung;
Doch wie trieb es Gottfried Rempel?
Dieses trug des Lasters Stempel,
Denn man hat ihn oft betroffen,
Wie er Morgens schon gesoffen!
Mittags — wie spektakelig —
War er oft schon wackelig!
War der Abend noch so lang —
Nimmer er den Durst bezwang,
Löschte dran die ganze Nacht,
Bis man ihn nach Haus gebracht.
Solches schreib' ich hin mit Schmerz,
Denn es kränkt ein frommes Herz! —

Nimmer will ich es verdammen,
Kommt zum Spielchen man zusammen:
Treibt man es mit weisem Maß,
Ist es ein erlaubter Spaß —
Sonderlich das edle Schach:
Dabei sitzt man und denkt nach
Höchst verständigen Gesichts,
Bildet sehr und kostet nichts.

Aber Peter Gottfried Rempel
Liebte „Pharao“ und „Tempel“,
„Landsknecht“ und das wohlbekannte:
„Meine Tante — deine Tante“,
Schwang im Kreise wüster Zecher
Tag für Tag den Knobelbecher
Und verjuxte vieles Geld:
O du bitterböse Welt!

Nicht verwerflich sind der Liebe
Weisheitsvoll gezähmte Triebe,
Wenn ein Mägdlein, hold und wert,
Tugendsamlich man verehrt,
Wenn die Hoffnung auf Verbindung
Stärkt zur Arbeitsüberwindung,
Treibt zu baldigem Examen,
Zu Verlobung, Hochzeit — Amen!
Aber Peter Gottfried Rempel
Übte anders diesen Krempel,
Liebte diese, liebte jene:
Liese, Lotte, Line, Lene,
Jule, Jette, Suse, Sale,
Mine, Mieze, Mile, Male!
Ja, sein Wandel war skandalisch,
Liederlich und unmoralisch!

Was kann solches Leben frommen
Und was soll nach so was kommen?
Darum, wer die Tugend liebt,
Höre, was sich jetzt begibt!
Ach, er sank noch immer tiefer:
Sumpfte Nachts — am Tage schlief er,
Bis er schwächlich ward und krank
Und in Bankerott versank.
Schließlich ward er Eckensteher,

Sonnenbruder, Orgeldreher,
Und verblieb mit blauer Nase
Bis auf heut in dieser Phase.
Also zu der Menschheit Plage
Schleppt er mühsam seine Tage:
Heiser tönt sein Schreckgesang
Zu der Orgel Schauderklang!

So ging's Peter Gottfried Rempel —
Nehmt euch daran ein Exempel!



X

Scherze

Das Schwein

Ein Hymnus

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.

Uhland.

Längst schon trieb mich der Muse Gebot, zu singen des Schweines
Tiefempfundenes Lob, des vielfach verleumdeten Vorstviehs,
Das, dem Märtyrer gleichend, verachtet sein Leben dahinbringt,
Bis nach grausamem Tode die innere Tugend enthüllt wird,
Was ihm nimmer was nützet und was ihm gänzlich egal ist.
Zwar schon sang uns sein Lob vorzeiten der treffliche Uhland,
Pries es im Erbswurstlied der beschaulich-erbauliche Trojan,
Hat ihm ein Epos geweiht der viel belesene Herrig —
Allumfassend doch keiner erschöpfte des Schweines Bedeutung!
Darum der Menschheit Schuld zu sühnen will ich besorgt sein,
Singen dein Lob, vortreffliches Schwein, Beglücker der Menschheit.

Törichte sind es fürwahr, Verblendete, die dich verachten,
Naserümpfend vorüber dir gehn mit dem schändlichen Ausspruch:
„Sehet das schmutzige Schwein, o welch ein Schwein ist das Schwein doch."
Würdigen Schrittes sich naht der vielgelehrte Präzeptor,
Sorglich führt er vorüber den maulaufsperrenden Zögling,
Den er an jeglichem Tag beträufelt mit Sprüchen der Weisheit,
Gleichwie die Köchin den Braten begießt, bis er mürbe und gar wird.
Also spricht er, mit bleicher Nase vermeidend den Schweinsduft:
„Siehe, mein Söhnchen, der Trägheit Bild und der schändlichen Schmutzlust,
Wie es behaglich sich wälzt und Tugend und Weisheit verachtet,
Einzig mit Freßgier bedacht, wie es den wampigen Wanst füllt!"

O welch törichtes Zeug sprichst du, mein weiser Präzeptor:
Menschentugend und Tugend des Schweins sind gänzlich verschieden.
Diesem ist Fettsein Verdienst, und größester Vorzug die Freßgier.
Wär' ich an deiner Stell', o hypergelehrter Präzeptor,
Also spräch' ich gewichtige Worte zum lauschenden Zögling:
„Siehe, mein Söhnchen, das Schwein, dies herrliche Wunder der Schöpfung,
Die mit so mächtigen Kräften gesegnet seine Verdauung:
Schlechte verachtete Treber und wertlos erbärmlichen Abhub
Wandelt sein mystischer Bauch in rosig fleischigen Speckwanst,
Der Millionen gewährt gedeihliche köstliche Nahrung.

Nichts am Schwein ist gering — du schmähst auf den schmutzigen Rüssel,
Der durchwühlte, was ekel dir schien, o Zögling, und dennoch
Speisest du fröhlichen Mutes begierig die köstliche Schnauze,
Lobst sie über die Maßen und leckst dir schmunzelnd den Mund ab.
Schaust du umher, wo an Wänden die Schätze des Geistes gereiht sind,
Dorten erblickt dein prüfendes Auge, vortrefflicher Zögling,
Daß man nichts Besseres gefunden, die herrlichen Schätze zu schützen,
Als das Leder des Schweins, des vielverachteten Borstviehs.
Ist es doch selber ein Schatz in schweinesledernem Einband,
Dieses vortreffliche Tier, ein Füllhorn köstlicher Gaben.
Denke des herrlichen Schinkens, des purpurrosigen Querschnitt
Köstlicher Speck umkränzt mit rötlich schimmerndem Anhauch,
Denke der Würste, mein Sohn, die in ungezählten Girlanden
Lieblich das Leben durchflechten und von so vielerlei Art sind,
Gleichwie des Landes Gebrauch und freundliche Sitte gebietet,
Acht' auch nimmer gering Matrosen ernährendes Salzfleisch,
Rosig durchwachsenen Speck und Schmalz, die Butter des Armen.
Schweineknöchlein, ein köstlich Gericht, und die leckere Sülze,
„Snuten un Poten" verzehrt man in Hamburg, das köstliche Eisbein

Schätzt der Berliner, zum Sauerkohl wahrlich da schmeckt es vortrefflich.
Dessengleichen, mein Sohn, vermöcht' ich noch viel zu vermelden,
Doch nun sei es genug, nur eines noch merke, mein Zögling:
Nimmer verblendet dies redliche Tier so mächtiger Vorzug,
Ruhig lebt es dahin im Schatten und in der Verachtung,
Nimmer Allotria treibt es und wendet sich flackrig vom Ziel ab,
Sondern es mästet sich still und frißt sich empor zur Vollendung.
Solch ein vortreffliches Tun sei dir ein Beispiel und Ansporn;
Mäste desgleichen in stetigem Triebe den Wanst deines Geistes,
Daß er im Alter dir triefe vom köstlichen Fette der Weisheit."

Solches würd' ich berichten dem wohlaufmerkenden Zögling,
Denn ich liebe das Schwein, betracht' es mit tiefer Verehrung,
Das uns die Götter, die gütigen, schenkten zu lieblicher Nahrung
Beiden, so arm als reich, zu gleichem Genuß und Behagen.

Teuerste Gattin, es ward mir bekannt, daß du heute bereitest
Köstliches Mahl in duftender Küche, den herrlichen Schweinskopf.
Wende, Geliebte, den Schritt zu jenem Ort, der bekannt dir,

Wo mich oftmals umfing, wenn ich ihm nahte durch
Zufall,
Seltsam träumerisch Sinnen, bis daß mir im Geiste
emporstieg
Manch ein tropisches Bild von Palmen und üppigem
Urwald,
Wo mich ein Anhauch traf der Fremde des sonnigen
Südens,
Bis es mir klar ward im Geist, es duftete so der Ge-
würzschrank —
Nimm draus, teuerstes Weib, des Lorbeers trockene
Blätter,
Leg sie mit ordnender Hand um den herrlich bereiteten
Schweinskopf,
Daß ihn noch zieret im Tode der Lorbeer, den er ver-
dient hat!



Die letzte Robbe

Eine Eismeertragödie

Im nächtlichen Norden, nahe dem Nordpol,
Lieget ein Eiland, verloren im Eismeer.
Kaum wie ein Hauch nur grüßt es der Frühling,
Leicht wie ein Traum nur streift es der Sommer,
Weckend das wenige, winzige Wachstum —
Graues Mooswerk, grünende Gräser,
Bunte, begnügsam blühende Blumen,
Aus langem Schlafe zum Leben empor.
Friedliche Robben bewohnten die Runde,
Denen das Meer bot mächtige Mästung,
Sie tauchten empor mit wampigem Wanste,
Lagen mit glatten, glänzenden Leibern

Satt sich sielend im Schimmer der Sonne,
In feister Fülle des tranigen Fettes,
Friedlich bedacht auf Fraß und Verdauung.
Sie lebten und liebten und mehrten sich mächtig,
Bedeckten das Eiland mit dicken Leibern,
Sündlos und sorglos in seligem Dasein.

Doch vor der Menschen dürstender Habgier
Bleibt auf die Dauer kein Fleckchen verdeckt.
Einst in des Sommers sonnigen Wochen
Taucht aus dem Dämmer des schäumenden Meeres
Mit schimmernden Segeln ein Schiff hervor,
Und Robbenjäger, begierig auf Raub,
Mit jauchzenden Rufen erschaun sie die Insel.
Sie lenken die länglichen Boote zum Lande,
Umzingeln, umzäunen die zaghaften Tiere
Und haun sie mit knotigen Knüppeln zu Boden
In hastiger Habgier und höllischer Lust.
Ein Wälzen und Wühlen — ein wütiger Wirrwarr!
Gar viele entfliehn in die heimischen Fluten,
Doch hinterher, da rinnet und rieselt
In irrenden Bächlein das Blut der Erschlagnen
Und färbet rötlich den rauschenden Strand! —
Mit köstlicher Beute des kunstlosen Kampfes
Zum Sinken beladen, entsegelt das Raubschiff!

Jahr für Jahr nun raubten die Räuber,
Mühelos mordend die Meeresbewohner.
Tobende Teufel, trugen den Tod sie
Frech auf das fromme, friedliche Eiland,
Wie es der Menschen menschlicher Brauch ist.
Mit öder Vernichtung nahte das Ende.
Vom Leben verlassen, lag in der Leere
Der wogenden Wellenwüste das Eiland.
Nimmer sich sielten satt in der Sonne

Träumerisch träge die traulichen Tiere,
Rings nur blinkte ihr bleiches Gebein!
Ach, nur eine entrannte der Raublust,
Eine, die Letzte des Robbengeschlechtes,
Blieb zu betrauern trübseliges Schicksal
Einsam, verlassen, allein auf dem Eiland.
Sie liegt in der Sonne, die Seele voll Sehnsucht,
Die suchenden Blicke gen Süden gewendet,
Wo die schändlich gemordeten Brüder entschwunden.
Dort auf des mächtigen Meeres Gewoge
Schwimmen im Schaume schimmernde Berge,
Denn selbst dem kalten blaulichen Eisblock
Wohnt nach dem Süden die Sehnsucht im Innern,
Muß er auch sterben vom Strahl der Sonne. —
Kein Gefährte, keine Gefährtin
Weilt in der wilden, verödeten Weite,
Bleiche Knochen nur blinken umher. —
Fruchtlos im Frühling fühlt sie Gefühle!
Trübe trauernd den tranigen Busen
Drängt sie an feuchte, fühllose Felsen
Und schaut nach Süden in suchender Sehnsucht,
Wo in der Ferne das Fett der Gefährten
Dauernd draufgeht in dürftigem Dienst:
Leuchtend als Tran in der Lampe der Armen,
Schmeidigkeit leihend schmierigen Stiefeln,
Dem rollenden Rade rascheren Lauf! —
Also im wüsten Wellengewoge,
Allein auf fernem, felsigem Eiland,
Inmitten blinkend bleicher Gebeine
Des furchtbar fühllos vernichteten Volkes,
Ruhet ruhlos die letzte Robbe,
Und qualvoll entquillt den verquollenen Äuglein
Traurig die trübe, tranige Träne.



Die Gaben

Es war ein Pastor, wer weiß wo?
Der predigte nur leeres Stroh,
Und manche Klage war geschehn.
Ihn selbst zu hören und zu sehn,
Beschloß der Superintendent.
Und als die Predigt war zu End',
Da mußte er bedauernd sagen:
Die Leute haben recht, zu klagen.
Wie bring' ich ihm das glimpflich bei,
Daß ihm das nicht zu schimpflich sei.
Und darum fing der gute Mann
Ganz heimlich und verloren an:
„Ich hörte Sie und war ganz Ohr.
Doch, wie bereiten Sie sich vor,
Mein lieber Bruder, möcht' ich wissen?"
Und jener drauf: „Das kann ich missen!
So mancher druckst und sinnt und schreibt —
Ich rede, wie der Geist mich treibt!"
„Ei, ei, was sind mir das für Sachen!
So könnt' ich das fürwahr nicht machen!"
Sprach nun der Superintendent:
„Das wäre nicht mein Element.
Am Donnerstag schon fang' ich an
Und überlege mir den Plan.
Am Freitag wird er dann entfaltet
Und durchgeführt und ausgestaltet.
Dann schreib' ich alles sorglich auf
Und lern' es in des Samstags Lauf
Und bin dann sicher meiner Sachen —
So, denk' ich, müßt' es jeder machen!"
Der Pastor aber schmunzelt sehr,
Als ob ihm stark geschmeichelt wär'.

„Ja, ja, das glaub' ich. Sicherlich
Kann das nicht jedermann wie ich —
Das muß der Mensch so in sich haben,
Mein lieber Bruder — das sind Gaben!“



Hier und dort

Auf Erden geht es geräuschvoll zu,
Wenn sie sich morden und fressen.
Das kreischt und schreit und hält nicht Ruh'
Und brüllt ganz ungemessen.
Es heult der Wolf im Waldesgrund,
Und wilde Rufe schallen,
Es tönt das Horn, es bellt der Hund,
Die Büchsenschüsse knallen.

O tauch' mit mir auf des Meeres Grund,
Da wirst du Frieden finden!
Seerosen blühen weiß und bunt,
Wo Aale still sich winden.
Bei Hecht und Haifisch hast du Ruh',
Da schweigt der Lärm, der schrille!
Da geht es fein manierlich zu:
Man frißt sich ganz in der Stille.



Der verarmte Feinschmecker

1. Verlornes Glück

Wenn ich bei Brot und Kuhkäs sitze
Und trinke still mein dünnes Bier,
Weht oftmals um die Nasenspitze
Ein Säuseln der Erinnrung mir.

Ein Duft der köstlichsten Gerichte,
Verlornen Glücks ein matter Schein ...
Ach, soll ich nur noch im Gedichte
Und in Erinnrung glücklich sein?



2. Trauriges Los

Die Trüffel reift in Frankreichs Gauen
Verborgen in der Erde Schoß,
Allein für mich, auf märk'schen Auen
Wächst die Kartoffelknolle bloß.

Es glänzt verlockend in der Sonne
Böhmens Fasan mit hellem Schein ...
Für mich blinkt in des Krämers Tonne
Ein Hering mager nur und klein.



3. Traumestücke

O denkt, um welche Himmelswonne
Des Traumes Tücke mich gebracht:
Es war ein Schinken aus Bayonne ...
Ich schnitt ihn an, und bin erwacht!

Hinweggetäuscht, was noch soeben
Mir hold und lockend schwebte vor,
Und niemand kann mir wiedergeben,
Und niemand ahnt, was ich verlor.



4. Holde Ahnung

Hört' ich im blühenden Apfelbaum
Jauchzend im Frühling die Drossel schlagen,
Zog es mir wie ein seliger Traum
Ahnungsvoll durch Gaumen und Magen.

Dacht' ich im stillen: Es sollen zum Schluß
Süße Erfüllung die Tage bringen:
Krammetsvögel mit Apfelmus
Will dir verheißen dies Blühen und Singen!



5. Lerchenzeit

O schöne Zeit, du Zeit der Lerchen,
Vorüber bist du nun für mich . . .
Wie an ein hold verklungnes Märchen
Denk' ich voll Sehnsucht nur an dich.

Wenn ich die zarten Steißlein schaue
In Kästchen säuberlich gereiht . . .
Wo bist du hin, du schöne, blaue,
Ewig verlorne Lerchenzeit.



6. Erinnerung

In Andacht stand ich jüngst versunken
Vor jenem Haus, wo manches Mal
Ich viel gegessen und getrunken
Und gut, nach meines Herzens Wahl.

Nach jener Zeit, nach jenen Tagen
Ward meine Sehnsucht wieder jung,
Und leise fiel auf meinen Magen
Die Träne der Erinnerung.



7. Grausames Schicksal

Für mich, der etwas weiß vom Essen,
Kann nichts Betrübteres geschehn,
Als andre schlemmen sehn und fressen,
Die keine Spur davon verstehn.

Ja, düster ist des Schicksals Wille
Und kalt vermag es zuzusehn,
Wie ein Talent so in der Stille
Muß ungenutzt zu Grunde gehn.



Auf eine Nase

Wie ein Rubin auf rosenfarb'gem Grunde
In mildverklärtem Flammenscheine sprüht sie,
Wie eine Purpurros' mit sanftem Runde
Vergnüglich heiter freuderweckend blüht sie,
Im Abendrot manch froh durchschwärmter Stunde
Im Widerschein viel roten Weines glüht sie!
O welche Fluten flossen schon zusammen
Zu schaffen dieses wundervolle Flammen!

Wie viele Lasten Silbers oder Goldes
Dies Kupfer zu erzeugen sind verschwendet,
Wie viele Länder haben schon ihr holdes

Getränk zu ihrem Wohlgedeihn gespendet!
Hinab von Kap-, Bordeaux- und Rheinwein rollt' es
Ohn' Unterlaß, bis endlich sie vollendet:
Ein Flammenhügel, eine wundervolle
Mit innrer Glut getränkte Purpurknolle!



Der Stelzfuß

Was dem Kutscher seine Pferde,
Was dem Schäfer seine Herde,
Was dem Bauern seine Schwein',
Was dem Rentner seine Rente,
Dem Reporter seine Ente,
Was dem Arzte andrer Pein,
Was dem Pfarrer seine Pfründe,
Was dem Teufel ist die Sünde,
Was dem Winzer ist der Wein,
Was dem Wirt sind seine Gäste,
Was der Köchin sind die Reste,
Was der Blume Sonnenschein, —
Bist du mir, das du mich nährest,
Speise mir und Trank beschereſt!
Drum sollst du gesegnet sein —
Hurra hoch! mein hölzern Bein! —



Die Kopfarbeit

Sonnabend ist's am Vormittag,
Der Pastor geht und spintisiert,
Denkt über seine Predigt nach
Und raucht und raucht und meditiert,

Und wie sich alles schon gestaltet,
Allmählich rundet und entfaltet,
Steht seine kleine Tochter da:
„Gib mir ein Bilderbuch, Papa!“

Der Pastor hört's mit halbem Ohr,
Zieht aus dem Bort ein Buch hervor.
Die Kleine bittet weiter noch:
„Nun zeige mir die Bilder doch!“
„Damit laß heute mich in Ruh',
Ich habe keine Zeit dazu!“
„Was tust du denn?“ so spricht das Kind,
Fraglustig, wie die Mädchen sind.
„Ich steck' in Arbeit überaus!
Laß mich allein und geh hinaus!“

Die Kleine kann das nicht kapieren:
„Du gehst doch immer nur spazieren
Und guckst dann in den Rauch hinein,
Das kann doch keine Arbeit sein!“
„Ei, das verstehst du nicht, mein Kind,
Du kleiner naseweiser Tropf,
Ich tu' die Arbeit mit dem Kopf.“
„Ach,“ spricht die Kleine ganz geschwind,
„Ach, mit dem Kopf, nun weiß ich's ja,
Ich seh' es doch: Du rauchst, Papa!“



Der Vater kann alles

Liebes Lenchen, hör nur an,
Was mein Vater alles kann.
Alles, alles kann er machen
Und er schnitzt die schönsten Sachen:
Auf dem Dach die Klappermühle,

Unsre kleinen Kinderstühle,
Vogelbauer, Meisenkisten,
Körbe, drin die Hühner nisten,
Einen Freßtrog für das Gänschen
Und ein hölzern Schwert für Hänschen.
Kleine Wagen kann er machen,
Hüte von Papier, und Drachen,
Körbchen aus Kastanien schneiden,
Flöten auch aus Rohr und Weiden,
Alles kann er und so gut,
Wie es wohl kein andrer tut.
Abends bei der Lampe Schimmer
Spielt er auf der Zither immer
Oder macht mit seiner Hand
Schattenspiele an der Wand —
Ja es ist beinah zum Grau'n
So natürlich anzuschaun:
Einen Hahn mit Kamm und Sporen,
Häschen auch mit langen Ohren,
Einen Vogel, der da fliegt,
Und ein dickes Schwein, das liegt,
Eine Gemse mit der Gabel,
Einen Schwan mit Hals und Schnabel —
Gar nichts gibt es, denk' nur an,
Was er dir nicht machen kann!

Lenchen, ja, ich glaube sehr:
Nur der liebe Gott kann mehr!



Die Gans

Ein Lobgesang

Laßt mich heut den Ruhm vermelden
Der geliebten, edlen Gans,

Die da strahlt gleich einem Helden
In dem höchsten Ruhmesglanz,
Die das Kapitol gerettet,
Wie ein jeder Schüler weiß,
Die uns köstlich nährt und bettet;
Ihr gebühret Ruhm und Preis.

Und mit ganz besondrer Stärke
Strahlt sie in der Poesie:
Shakespeares, Schillers, Goethes Werke
Wurden alle nur durch sie.
Ja, sie glänzt in allen Reichen:
Stromweis floß aus ihrem Kiel
Hohe Weisheit ohnegleichen,
Und der allerschönste Stil.

Wenn sich Dichter dann und Denker
Müd' geschrieben und gedacht,
Philosophen, Staatenlenker
Endlich ihren Punkt gemacht,
Ruhten sie von ihrem Werke
Sanft auf Gänsedaunen aus,
Neue Kraft und neue Stärke
Sogen sie im Schlaf daraus.

Und wie köstlich anzusehen
Ist die wohlgebratne Gans,
Hat der Mensch sie vor sich stehen
In dem knusprig braunen Glanz.
Ja, von ihrem Duft umfächelt,
Leuchtet jedes Angesicht,
Und es schmunzelt gar und lächelt
Der verstockte Bösewicht.

Sie ist lieblich, sie ist lecker
Und beseeligt alle Leut',

Selbst den Schlemmer und den Schlecker,
Den die Leber hoch erfreut.
Sie verkläret im November
Grauer Tage trüben Schein,
Duftet froh durch den Dezember
Bis ins neue Jahr hinein.

Drum erhebt die vollen Becher
Mit des edlen Rheinweins Flut!
Lobt die Gans, ihr frohen Zecher:
Sie ist edel, sie ist gut!
Ja, das Alter und die Jugend
Halte hoch die Gans und wert:
Dankbarkeit ist eine Tugend,
Die den Menschen ziert und ehrt.



Umwandlung

Die du mir einst, du wilde Rose,
Das junge Knabenherz beglückt, —
Die du mich einst durch deine lose,
Anmut'ge Schelmerei entzückt, —
So seh' ich dich nach Jahren wieder! —
Wir hatten Zeit uns zu entfalten —
Ich kehre, fast der Alte, wieder,
Doch du hast keinen Zug behalten.

Wo blieb sie denn, die tolle Schöne,
Das wilde, flatterhafte Ding?
O wie verwandelt ward der schöne
Buntfarbig leichte Schmetterling!
Hast einen Gatten — hast auch Kinder,
Und strickst und sprichst von Fleisch und Butter,

Wie alles teuer wird geschwinder,
Und von den Sorgen einer Mutter.

So ganz erloschen und verloren
Der schöne Duft der Jugendzeit!
Du lächelst über mich, den Toren,
Und strotzest von Vernünftigkeit.
Wirtschaftlich rot Gesicht und Hände —
Du mußtest viel am Feuer stehn —
So muß ich, Rose, dich am Ende
Als Hagebutte wiedersehn! —



Beim Nähen

Du warst beim Näh'n nicht auf der Hut
Und stachst dein rosig Fingerlein —
Was muß ich sehn? Ein Tröpfchen Blut
Wie einen rechten Edelstein.

So wünsch' ich dir, wenn einst dein Herz
Von bittren Leiden wird verwundet,
Daß sich wie hier aus herbem Schmerz
Des Glückes schöne Perle rundet.



Umkehrung

Mein Freund, ein ganz besondrer Fall,
Daß sie dich neckt, entdeckt sich.
Sie neckt dich gern, und überall
Gilt: „Was sich liebt, das neckt sich!"

Draus schließest du nun Knall und Fall,
Daß sie dich liebt, ergibt sich.
Da fragt sich's doch, ob überall
Das, was sich neckt, auch liebt sich?



Reimkunststücke

aus der Mappe des lyrischen Dichters Johannes Köhnke, wirklichen Mitglieds des „Allgemeinen deutschen Reimvereins"

1. An Eveline

Im Tal, wo sich durch Uferwände winden,
Und lieblich sich des Baches Bogen biegen,
Wo sich die sanften Silberwogen wiegen,
Da blühen duftend am Gelände Linden.

Ach könnt' ich dort, was gern ich fände, finden!
Doch Hoffnungen, einmal entflogen, fliegen
Dahin, wo alle, die gelogen, liegen,
Es kann sie nicht, wer gern sie bände, binden!

Dort, Eveline, war's, wo Liebe logen
Mir deine Augen, die in blauster Bläue
Mich mit dem süßesten der Triebe trogen.

Dort durft' ich dich an meinem Herzen herzen,
Doch, weh o Seele, wenn du traust der Treue,
Und fühlen mußt, wie Höllenschmerzen schmerzen.



2. Frühling

Das Bächlein rinnt vom Berge nieder wieder,
Weil Eis und Schnee in allen Gauen tauen,
Und Vöglein, die dem Lenz dem lauen trauen,
Trägt aus dem Süden ihr Gefieder wieder.

Es klingen ihre süßen Lieder wieder
Am Bach, wo Veilchen wir die blauen schauen,
Und auf den neubelebten Auen bauen
Ihr Nest in Rosen sie und Flieder wieder.

Wenn Nachtigallen in Syringen singen,
Darf da der Dichter in dem Reigen schweigen?
O nein, es soll auch ihn zum Singen zwingen!

Wenn auf zum Äther Lerchenschwingen dringen,
Soll auch der Dichter, was ihm eigen, zeigen
Und seine Reime hold zum Klingen bringen!



3. Herbst

Der Dichter singt, wenn auch die Blätter fallen,
Wenn nach des Sommers Überschwenglichkeiten
Beginnt die Zeit der Unzulänglichkeiten,
Und Büchsen bei des Horns Geschmetter knallen.

Der Dichter singt, und um so netter schallen
Die goldnen Reime, wenn Bedenklichkeiten
Ob aller irdischen Vergänglichkeiten
Sich gleich dem düstren Sturmeswetter ballen.

Der Dichter singt, wenn alle Lieder schweigen,
Wenn zu des Südens ew'gem Sonnenbrande
Die Nachtigallen ihr Gefieder neigen.

Der Dichter singt, und seine Reime klingen!
Er sieht aus Hippokrenes Bronnensande
Zu jeder Zeit die Liederkeime dringen!

✲

4. Begnüge dich, Liebste!

An Eveline

Motto: Wohl kann ich dich zum
Schokoladenladen laden,
Doch nicht mit dir in
Baden-Baden baden.

Ich kann dir nicht, was andre schenken, schenken
Und nicht die Welt aus den Gelenken lenken.
Du darfst dich nicht auf Schmuck und Spitzen spitzen,
Wirst nicht mit mir auf goldnen Sitzen sitzen.
Jedoch, der ich des Dichters Habe habe,
Vermag es, daß dich andre Labe labe:
Schon fühl' ich es von Liederkeimen keimen,
Ich will sie dir in goldnen Reimen reimen,
Daß dir gar lieblich ihr Getöne töne,
Und dich der Verse Schmuck verschöne, Schöne!

✲

5. An meine Laute

Im leisen und im lauten Spiel
Ertöne süß mein Lautenspiel,
Und muß ich um was Liebes leiden,
Verkläre du mein Liebesleiden
Und laß dein holdes Saitenklingen
Wie Gold nach allen Seiten klingen,
Daß niemand ahnt beim Liederklang,
Wie nur aus Schmerz mein Lied erklang!

✲

6. Gegen die Rezensenten!

Man kann wohl sanfte Lämmer kannibalisch machen,
Und liebenswürd'ge Tauben bestialisch machen!
Man kann Rhinozerosse musikalisch machen!
Des weichen Zephirs Säuseln borealisch machen!
Man kann so leicht den Singular pluralisch machen,
Und süße Rosendüfte infernalisch machen!
Man kann ein jedes Rindvieh idealisch machen,
Den Esel witzig auch wie Busch und Kalisch machen —
Doch Rezensenten kann man nie moralisch machen! —

*

7. Es war ein Traum

Es war ein Baum,
Der sollte Früchte tragen,
Er aber trug sie nicht —
Es war ein Traum!

Am Waldessaum
Der Fink sollt' Lieder schlagen,
Er aber schlug sie nicht —
Es war ein Traum!

Im Gartenraum
Sollt' Hans die Grete fragen —
Er aber frug sie nicht —
Es war ein Traum!

„Hoffnung ist Schaum!"
Wird der Verleger sagen,
Kaufen dein Buch sie nicht —
Es war ein Traum! —

*

8. Als ich Hunolds*) Bild in der Kunstausstellung fand

Ein Gedicht in Schüttelreimen

Das ist der Löwe, das sind seine Klauen!
Die rücksichtslos so manche kleine Sauen
Auf die vorwitz'gen Vorderbeine hauen,
Wenn Verse sie salopp, wie Heine, bauen.

Das ist er ganz, das sind die Dichterlocken,
Ums Antlitz hängen sie gleich Lichterdocken,
Und stolz umgibt die Mähne schlichter Flocken
Das Haupt, das nie vor seiner Pflicht erschrocken.

Das ist die Stirn, der Verseleimekasten,
Darin zu manchem Lied die Keime lasten,
Wo sie gleich Garben in der Feime rasten,
Bis Dichterkünste sie in Reime faßten.

Zwar war sein Höchstes nie das scharfe Denken,
Doch Reime kann er nach Bedarfe schenken,
Mit vielem Glück die Äolsharfe lenken
Und an den Kaak des Witzes Larve henken.

Bedrückt von Ehrfurcht schweiget meine Leier,
Bald bringt dich nun gewiß der „kleine Meyer!"
Doch nimm zuvor hier Köhnkes reine Feier —
Hoch schwinge sich dein Ruhm, der feine Reiher!

---

*) Hunold Müller von der Havel ist der Vorsitzende des „Allgemeinen deutschen Reimvereins" und Redakteur der „Äolsharfe". Er hält nichts von Witz und Humor, und von ihm stammen die Aussprüche: „Das Denken, nicht das Dichten bracht' uns ums Paradies" sowie: „Reimen muß die Nationalbeschäftigung der deutschen Nation werden".

Und hab' ich heut auch wie ein Schwein gesungen,
Das Plektron nicht, wie es soll sein, geschwungen,
Trotzdem ich mich fast kurz und klein gerungen,
So hat's am Schluß doch ziemlich rein geklungen.



9. Wanderbundeslied

(In Schüttelreimen)

Mel.: Es steht ein Wirtshaus an der Lahn.

Was nennt man einen Wanderbund?
Wenn man sich läuft selbander wund
Die Zehen und die Hacken,
Wenn man gemeinsam kraxelt auf
Die Höhen und die Zacken.

Und überall gibt's andern Wein.
Da mag wohl froh das Wandern sein,
Ob's regnet, ob das Wetter klar.
Und um so süßer schmeckt die Rast,
Je saurer das Geklettern war.

Und keiner drob in Trauern sinkt,
Wenn man auch nur vom Sauern trinkt
Er geht ja um so sachter ein,
Dieweil doch Sauer lustig macht,
Sollt's Achtzig- auch und achter sein!

Denkt man an manches Jahr von eh' —
So Wein als Wandern war von je
Ein Freudenbronn und Segen,
Und soll es sein noch manches Jahr:
Frisch auf, bei Sonn' und Regen!



An den Leser zum Schluß

Ein Bild gibt der Poet uns in Gedichten
Von seinem Sein und seinem tiefsten Wesen,
Und hast du bis ans Ende nun gelesen,
So hab' ich nur noch eines zu berichten:

Ich wollte hier auf keinen Zug verzichten,
Auch, daß ich manchmal bin ein Tor gewesen
Und an die Narrheit zahlte meine Spesen,
Verschwiegen hab' ich's und verhehlt mit nichten.

Am Schluß des Dramas liebten schon die Alten
Im Satirspiel vom Ernst sich zu erholen,
Darum verzeih und sei nicht ungehalten!

Nimm auch die derben Scherze auf mit Milde,
Ich gab mich ganz, und somit: Gott befohlen —
Auch dieser Zug gehört zu meinem Bilde!





Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Johannes Trojan:

Scherzgedichte

Vierte Auflage

Geheftet 3 Mark. In Leinenband mit Goldschnitt 4 Mark



Neue Scherzgedichte

Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband 3 Mark 50 Pf.



Gedichte

Zweite Auflage

Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband mit Goldschnitt 3 Mark 50 Pf.

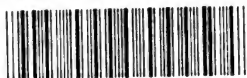


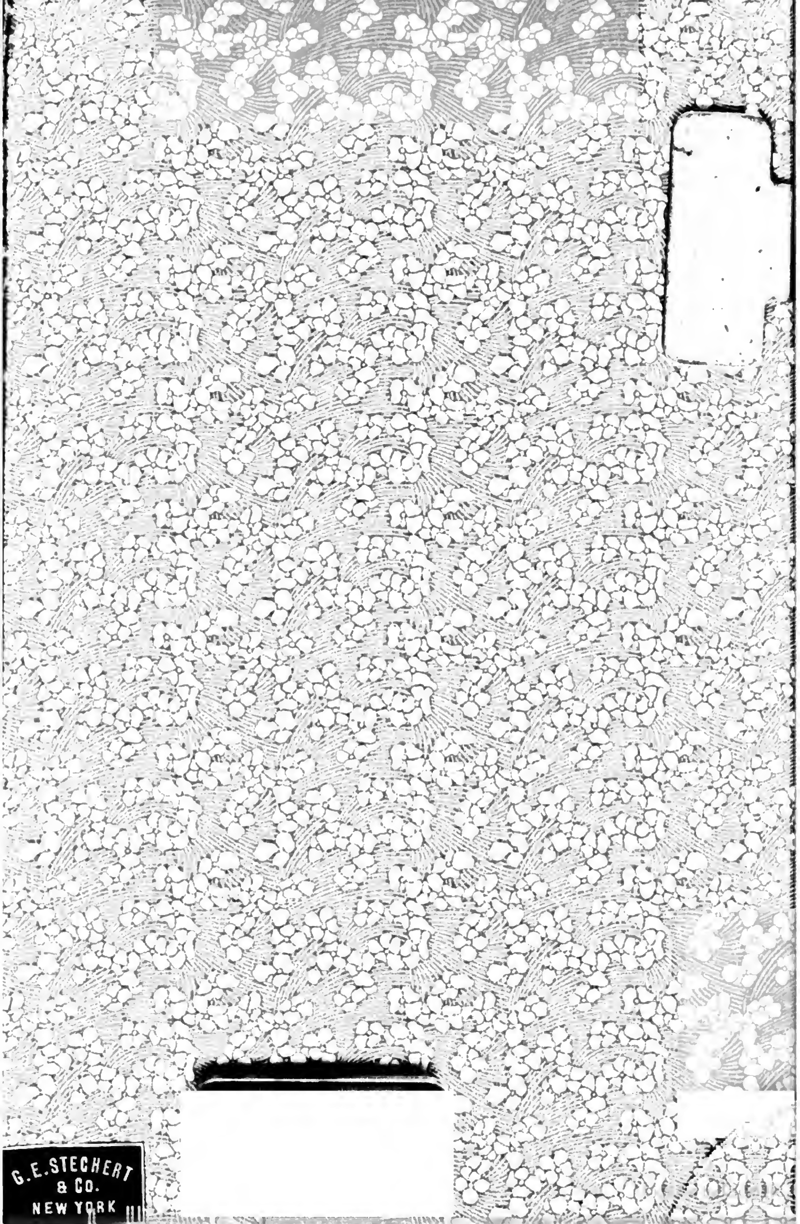
Das Wustrower Königsschießen

und andere Humoresken

Geheftet 1 Mark. In Leinenband 1 Mark 50 Pf.




b89067106609a


G.E.STECHERT
& CO.
NEW YORK

